

akzente

für Theologie und Dienst

Gemeinde-
aufbau



Inhalt

Wort des Vorsitzenden
Lutz Behrens

Würdigung Wilhelm Kunz

Referate
Neugründungen in der Gemeinschaftsbewegung
PD Dr. Johannes Zimmermann

**Missionarische und diakonische Existenz
im nachchristlichen Zeitalter**
Dr. Rudolf Weth

Missionarische Perspektiven diakonischer Seelsorge
Dr. Rudolf Weth

Bibelarbeiten
„Wenn dein Kind dich fragt ...“
Glaube in der Familie weitergeben
Bibelarbeit zu Dtn 6,4-9
Dr. Christoph Rösel

Gott hat uns berufen, das Evangelium zu verkündigen
Bibelarbeit zu Apg 16,1-12
Siegfried Bartz

Buchbesprechung
Christoph Reumann über
Michael Herbst – „Mission bringt Gemeinde in Form“

Aus der Geschäftsstelle
Karl-Heinz Schlittenhardt

Nummer

1

103. Jahrgang
2008

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
www.rgav.de

Vorsitzender

Rektor Lutz Behrens
PF 1611
08276 Aue
Telefon: (privat) 03771/274-430
(dienstlich) 03771/274-110
Fax: 03771/274-100
E-Mail: Behrens@rgav.de

Geschäftsführer:

Inspektor Karl-Heinz Schlittenhardt
Baustraße 2, 17489 Greifswald
Telefon: 0 38 34 - 594 - 150
Fax: 0 38 34 - 594 - 175
0 38 34 - 594 - 199
E-Mail: Schlittenhardt@rgav.de

Der Bezugspreis von 17,00 EUR einschließlich Porto und Versand
ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Bankverbindung: EKK Eisenach, Konto-Nr. 416 649 (BLZ 820 608 00)
Bestellungen und Adressänderungen bitte
an die Geschäftsstelle in Greifswald richten!

Redaktionsgemeinschaft:

Endredaktion:

Landesinspektor Matthias Dreßler,
Theodor-Körner-Str. 24, 09221 Neukirchen
Telefon/Fax (privat): 03721/271355
(dienstlich): 0371/515930
E-Mail: Dressler@rgav.de

Bereich Referat:

Bereich Bibelarbeit + Bücher:

Bereich Buchbesprechung:

Kontakt Verfasser:

Organisation Sitzung:

Prediger Dietmar Kamlah, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Prediger Robert Lau, Birkenallee 57, 49076 Osnabrück
Prediger Christoph Reumann, In der Hohl 5, 67752 Wolfstein/Pfalz
Prediger Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg
Prediger Traugott Kögler, Waldstraße 29, 25712 Burg i.D.

(Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt
die Meinung der Redaktion wieder.)

Weitere Mitarbeiter
an diesem Heft:

Siegfried Bartz, Siedlichfürer Str. 7, 08223 Grünbach
Dr. Christoph Rösel, Theologisches Seminar Tabor, Dürerstr. 43,
35039 Marburg
Dr. Rudolf Weth, Wiesfurthstr. 13a, 47506 Neukirchen-Vluyn
PD Dr. Johannes Zimmermann, Institut zur Erforschung von
Evangelisation und Gemeindeentwicklung,
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Theologische Fakultät,
Rubenowstr. 2, 17487 Greifswald

Verlag:

Selbstverlag

Druck und Versand:

Design & Druck C. G. Roßberg · Inh. Christa Frohburg
Gewerbering 11 · 09669 Frankenberg/Sa.

Wort des Vorsitzenden

Lutz Behrens

Liebe Mitglieder,
das neue Jahr hat begonnen. Ich wünsche Euch, dass Ihr das neue Jahr motiviert beginnen könnt und Euch die Kreativität durch das ganze Jahr nicht verlässt. Gottes Zuspruch begleitet uns in diesem Jahr mit einem interessanten Wort Jesu: „Ich lebe und ihr sollt auch leben“ (Joh 14,19).

Es gehört zu unseren Aufgaben, die Jahreslosungen auszulegen. So werden die meisten von Euch sich schon die verschiedensten Gedanken zum Thema „Leben“ gemacht haben. Mir fällt bei der Jahreslosung 2008 auf, dass wir als Hauptamtliche besonders herausgefordert werden.

Die Botschaft „Jesus lebt“ gehört in unser Leben. Zum einen hat sie uns selbst einmal erreicht. Dann hat uns Gott in den Dienst berufen, damit wir diese gute Nachricht rund um den Globus in die Völkerwelt hineinbringen. Etliche von uns haben viele Jahre die Nadel mit den Worten „Jesus lebt“ am Revers ihres Jacketts getragen. Andere führen diese Kurzbotschaft mit ihren Autos durch die Welt.

Diese Äußerlichkeiten (der eine mag das, der andere nicht) sind Ausdruck dessen, was uns innerlich bewegt, denn Menschen

haben eine Zukunft, weil Jesus lebt. Weil Jesus lebt, ist der irdische Tod nicht das Ende, sondern Durchgangstation. Weil Jesus lebt, sollen auch wir leben. Diese Botschaft bewegt uns nicht nur, sondern prägt unser Leben.

Lesen wir diese Zusage Jesu eigentlich auch persönlich? Oder nur für andere? Persönlich wird uns hier von Jesus höchstpersönlich gesagt: „Du sollst auch leben.“ Damit ist selbstverständlich gemeint, dass wir im Glauben bereits jetzt schon das ewige Leben haben. Aber „Leben“ hat verschiedene Seiten.

Erlauben wir uns eigentlich „zu leben“? Oder prägt unser Dienst unser Leben so, dass wir ständig für andere da sind? Wir haben keine Zeit für unsere Bedürfnisse, oft auch keine für unsere Ehepartner. Der Dienst geht vor. Ich habe letztes Jahr meine „burn out“-Krankheit unter anderem auch deshalb bekommen, weil mein Leben nur noch aus Dienst und meiner Frau bestand. Die Kommunikation mit dem Rest der Familie hatte ich schon an meine Frau delegiert. Wenn uns Jesus persönlich zusagt: „Ihr sollt auch leben“, dann ist damit auch gemeint, dass er uns kein Leben wie das eines Ackergauls zumutet. Im Gleichnis von den beiden verlorenen Söhnen in Lk 15 finden wir Hauptamtlichen uns schnell im älteren Sohn wieder. Er ist im Dienst freudlos und sauer geworden. Neid bestimmt das Verhältnis zum Bruder, der zum Vater zurückfindet.

Die Jahreslosung macht uns erneut deutlich: Jesus will nicht, dass wir freudlos unser Leben gestalten und uns von einem Termin zum nächsten durchs Leben schlagen. Je-

sus will, dass wir das Leben in seiner ganzen Fülle erleben.

Wenn Jesus uns sagt: „Ihr sollt auch leben“, kann es ja der Anstoß sein zu bedenken, wie wir unser Leben gestalten, wie unsere Selbstwahrnehmung ist und ob sie von der Fremdwahrnehmung unserer Umwelt abweicht. Es schadet auch nicht, einmal unsere Motive zu hinterfragen.

Entnehmen wir doch der Jahreslosung Anfrage und Zuspruch, der sich gerade darin ausdrückt, dass Jesus uns dieses Wort zuspricht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“ Ihr sollt das Leben gestalten, das ich euch erworben habe - frei von Schuld, frei für Gott und Menschen. Ihr sollt die Chancen ausschöpfen, die ich euch eröffnet habe. Ihr sollt auch leben - in der Gegenwart Gottes und zu seinem Lob.

Abschließend lade ich herzlich zur nächsten Hauptkonferenz ein. Ein sehr interessantes Thema mit anspruchsvollen Referenten steht vor uns. Die Einladung findet Ihr ja an anderer Stelle vor. Ich freue mich darauf, viele von Euch in Bad Blankenburg wiederzusehen.

Bis dahin viel Freude und Gottes Segen für alle kleinen und großen Herausforderungen.

Ihr/Euer
Lutz Behrens
Vorsitzender



Wilhelm Kunz zum 80. Geburtstag

Lieber Wilhelm,
am 5. Dezember hast Du Deinen 80. Geburtstag gefeiert. Im Namen unserer Dienstgemein-

schaft gratuliere ich Dir ganz herzlich. Gott möge Dich weiterhin vielen Menschen zum Segen setzen. Dir und Deiner Frau wünsche ich, dass Ihr gemeinsam Gottes Segen erleben könnt.

Du hast unsere Dienstgemeinschaft wie kein anderer geprägt. Du bist „Mister RGAV“, auch jetzt noch, da Du schon viele Jahre Deine Aufgabe als Geschäftsführer abgegeben hast. Das liegt daran, dass mit dem Ausscheiden aus dem Vorstand die Dienstgemeinschaft weiterhin Teil Deines Lebens blieb. Über ein Jahrzehnt hast Du bis vor kurzem noch die Korrekturlesung der „akzente“ übernommen. Die Hauptkonferenzen besuchst Du in einer Regelmäßigkeit wie kaum ein anderer. Nach dem Ausscheiden als Geschäftsführer hast Du nur einmal nach einer OP gefehlt. Damit kannst Du wahrscheinlich auf ca. 50 Hauptkonferenzen zurückblicken, die Du selbst miterlebt hast. Oder sind es noch mehr?

Deine brüderliche Art habe ich in all den Jahren, die ich mit Dir in unserer Dienstgemeinschaft unterwegs bin, sehr geschätzt. Es sind immerhin 26 Jahre, die uns innerhalb der Dienstgemeinschaft verbinden. Danke, wenn Du weiterhin so eng mit uns verbunden bleibst.

In großer Dankbarkeit,

Dein Lutz Behrens, Vorsitzender

Neugründungen in der Gemein- schaftsbewegung¹

PD Dr. Johannes Zimmermann

0. Einleitung

„Das Schibboleth der Gemeinschaftsbewegung, oder vielleicht besser des Gnadauer Verbandes, ist gegenwärtig die Kirchen- bzw. die Gemeindefrage geworden: *Sag mir, wie hältst Du es mit der Gemeinde ...?*“ So formulieren es schon 1997 Norbert Schmidt und Jürgen Mette². In der Tat ist die Gemeindefrage ganz offensichtlich eines der Themen, bei dem sich in Gnadau die Geister scheiden. Dabei geht es um zwei Konfliktfelder – einmal um das Verhältnis der Gemeinschaftsbewegung zu den Landeskirchen und ihren Ortsgemeinden, zunehmend aber auch um das Thema dieser Tagung – um „Neugründungen in der Gemeinschaftsbewegung“, um die Gemeindewerdung von Gemeinschaften, um Gemeinschaftsgemeinden.

Ist diese Entwicklung zu begrüßen oder zu bedauern? Soll sie gebremst oder gefördert werden? Ich möchte die Frage in einen größeren Rahmen stellen und dazu theologische wie soziologische Gesichtspunkte erörtern.

Noch eine Vorbemerkung: Beim Thema Gemeinschaftsgemeinden geht es auch um Strukturen. Strukturen sind nötig. Aber sie haben keinen Eigenwert. Sie haben einen Zweck oder, wie man heute gerne sagt, eine Funktion. Und an ihrer Funktionalität sind sie

zu messen. Sie sind daran zu messen, ob sie der Gemeinde Jesu Christi in den Landeskirchen ebenso wie in der Gemeinschaftsbewegung dienen. Für das, worum es heute geht, möchte ich drei Ziele und Kriterien nennen, die für mich im Vordergrund stehen:

1. Strukturen müssen dem missionarischen Anliegen dienen. Es geht darum, dass möglichst viele Menschen möglichst viele Gelegenheiten haben, das Evangelium zu hören. Ziel ist eine Vielfalt missionarischer Inkulturationen des Evangeliums.
2. Wie können wir Formen finden, die möglichst vielen und möglichst unterschiedlichen Menschen geistliche Heimat bieten?
3. Ein drittes Ziel bewegt mich von meiner Herkunft ebenso wie von meiner derzeitigen Aufgabe her: Wie können die geistlichen Impulse des Pietismus, konkret: der Gemeinschaftsbewegung, weiterhin in die Landeskirchen hineinwirken?

Parochie und überparochiale Strukturen – Überlegungen und Modelle zur Gestalt der Gemeinde Jesu Christi

1. Parochie und überparochiale Formen – Was macht die Gemeinde zur Gemeinde?

Was macht die Gemeinde zur Gemeinde? Sicher nicht nur ihre Strukturen. Damit das Nachdenken über Strukturen eine Verankerung hat, möchte ich zuerst ein biblisch-theologisches Verständnis von Gemeinde skizzieren und dann weiter zur Parochie als möglicher Gestalt christlicher Gemeinde und zu möglichen anderen Formen weitergehen. Eine Frage möchte ich dabei zunächst ausklammern – die Frage, ob und inwiefern eine

landeskirchliche Gemeinschaft „Gemeinde“ ist. Ich werde noch darauf zurückkommen.

1.1. Gottes Wort und Gottes Volk

Was macht Gemeinde zur Gemeinde? Als Zugang wähle ich zwei Strophen bzw. Strophenanteile aus unserem Gesangbuch.

1. *Herr, wir stehen Hand in Hand, die dein Hand und Ruf verband* (Otto Riethmüller, GL 155, 1 bzw. EG Württ. 594,1). Das ist Gemeinde! Gemeinde konstituiert sich primär weder durch ein abgegrenztes Gebiet noch durch ein Kirchengebäude und auch nicht durch die Person eines Amtsträgers. Gemeinde ist vor allem anderen die Gemeinschaft derer, die der Ruf Christi miteinander verbindet. Nicht Abstammung oder Sympathie, nicht Hobbys oder dieselbe Milieuzugehörigkeit verbinden sie miteinander. Es ist die schöpferische Kraft des Gotteswortes, die Gemeinde schafft. Gemeinde ist *creatura verbi*, ein Geschöpf des Wortes Gottes in derselben Weise wie auch der Glaube des Einzelnen. *Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein*³ – das war einer der Kernsätze der Ekklesiologie, der Lehre von der Kirche bei Martin Luther. Wo das Evangelium laut wird, da sammelt es Gemeinde. Wo Gottes Wort Gemeinde schafft, da tritt diese sichtbar in Erscheinung. Sie gewinnt ihre Gestalt als *congregatio sanctorum* (CA VII), als *Versammlung der Heiligen*, als Gemeinschaft derer, die bekennen: *Herr, wir stehen Hand in Hand, die dein Hand und Ruf verband*. Sicher: Gemeinde ist mehr als das, was wir sehen können. Aber wo Gemeinde ist, da gibt es immer auch etwas zu sehen – die versammelte Gemeinde, die im

Gottesdienst und darüber hinaus zusammenkommt.

2. *Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen: Wir sind, die wir von einem Brote essen, aus einem Kelche trinken, Jesu Glieder, Schwestern und Brüder* (Johann Andreas Cramer 1780, GL 188,1 bzw. EG 221,1). Am Herrenmahl wird hier dargestellt, was Gemeinde konstituiert: Die gemeinsame Teilhabe am Leib und Blut Christi im Herrenmahl verbindet die Christen untereinander, macht sie zu Schwestern und Brüdern, zum Leib Christi, der Gemeinde.

Dahinter steht 1 Kor 10,16f und der theologische Begriff der *Koinonia*. „Koinonia“ bedeutet sowohl „Anteilhabe“ als auch „Gemeinschaft“. In der Koinonia mit Christus, in der Anteilhabe an ihm, an seinem stellvertretenden Leiden und Sterben und an der Kraft seiner Auferstehung, in der bleibenden Gemeinschaft mit ihm hat jede christliche Gemeinschaft ihre Wurzeln. Diese Koinonia mit Christus wirkt sich aus in der Koinonia der Christen untereinander. Die Anteilhabe an Christus verbindet die Christen untereinander und erneuert ihr Miteinander. Beide Formen von Koinonia gehören untrennbar zusammen.

3. Die Gemeinschaft, die Christus schenkt und schafft, ist verbunden mit der Aufgabe verantwortlicher Gestaltung, sie zielt auf eine ihr entsprechende Sozialgestalt. Christoph Schwöbel formuliert es so: „Koinonia ist ... die Gabe der Gemeinschaft, die durch Teilhabe konstituiert wird, und (die) darum die Aufgabe der Gestaltung von Koinonia als umfassende Lebensgemeinschaft beinhaltet“⁴. Weil die Gabe so wertvoll ist, wird sie zur Aufgabe. Es geht darum, dem Geschenk der Ge-

meinschaft mit Christus und untereinander eine äußere Form, eine wahrnehmbare Gestalt zu geben. Das ist die Aufgabe des Gemeindeaufbaus. Dazu gehört auch die Frage der Strukturen.

1.2. Die Parochie als mögliche Gestalt christlicher Gemeinde

1. Diejenige Struktur von Gemeinde, die wir alle kennen, ist die der Ortsgemeinde bzw. der Parochie. Um sie und um mögliche Alternativen soll es im Folgenden gehen.

„Die Parochie ist nicht aus dem Begriff des Evangeliums erwachsen, sondern aus seiner Geschichte. Aber sie ist seit der Reformation ein sachgemäßes Prinzip für die Organisation des evangelischen Gemeindelebens gewesen“⁵. So ist es im „Grundriß der Praktischen Theologie“ von Dietrich Rössler zu lesen. In diesen Sätzen stecken zwei Thesen: a) Die Parochie ist nicht notwendig aus dem Evangelium abzuleiten⁶. Ihre Entstehung verdankt sich vielmehr der Situation und ihren Erfordernissen. Die Parochie ist geschichtlich gewachsen, sie unterliegt Veränderungen und ist daher auch weiter veränderbar. Die Frage an die Parochie ist an jede Sozialform christlicher Gemeinde zu richten: Dient sie der sichtbaren Gestalt der *congregatio sanctorum* (Versammlung der Glaubenden), ermöglicht und fördert sie die *oikodome* (Erbauung) und die Wahrnehmung des missionarischen Auftrags? Die Antwort darauf kann nur situationsbezogen erfolgen. Sie wird für unterschiedliche Zeiten, für unterschiedliche Regionen und Personengruppen unterschiedlich ausfallen. Ähnlich rechnen auch die „Grundsätze zur

Bildung von Gemeinschaftsgemeinden innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg (April 2000) die parochiale Organisationsform der Gemeinden zu den menschlichen Traditionen und ergänzen: „Es wäre ... geschichtslos und gesetzlich, Kirche ausschließlich an diese Form gemeindlichen Lebens zu binden“.

b) Nach Rössler ist die Parochie „seit der Reformation ein sachgemäßes Prinzip für die Organisation des evangelischen Gemeindelebens gewesen“. Darin steckt die zweite These: Die Parochie hat sich in der Geschichte der evangelischen Kirche bewährt. Dabei wird die Relativierung der Parochie ihrerseits wieder relativiert. Bei Rössler hört sich das so an: „Eine grundsätzliche Alternative zur Parochie hat sich jedoch bis heute nicht herausgebildet.“ Gesellschaftliche Entwicklungen hätten die Ortsgemeinde „zwar verändert, aber ... nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Es scheint, dass die parochiale Struktur unverändert gerade dem evangelischen Gemeindebegriff Ausdruck zu geben vermag“⁷.

2. Auch wenn die Parochie diejenige Form ist, die in der Geschichte und in der weltweiten Ökumene am weitesten verbreitet ist und so etwas wie den „Normalfall“ darstellt, bleiben derartige Aussagen mittlerweile nicht mehr unwidersprochen. Die Parochie ist nicht die einzig mögliche sachgemäße Gestalt christlicher Gemeinde. Wenn Rössler eingrenzt „seit der Reformation“, dann kann man darauf hinweisen, dass es vor der Reformation schon andere Formen gab, vor allem im Mönchtum. Und auch in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten ent-

stand eine Vielzahl alternativer Formen, zu denen auch die Gemeinschaften zählen.

3. Was muss gegeben sein, „damit eine Gemeinschaft, die sich um das Evangelium versammelt, überhaupt *möglich* ist“? Wilfried Härle nennt zwei Bedingungen: „Menschen müssen einander leibhaft *begegnen* und miteinander *kommunizieren* können“⁸. Die beiden Bedingungen sind also *Erreichbarkeit und Verstehbarkeit*⁹. Der naheliegendste Fall ist eine Versammlung von Menschen, die „kulturell“ (z. B. durch Sprache) untereinander verbunden sind und nahe beieinander wohnen“, also die Parochialgemeinde. Die „Bedingungen der Begegnungsmöglichkeit und der Kommunikationsmöglichkeit“¹⁰ können aber auch miteinander konkurrieren. In weitgehend homogenen Gesellschaften tauchte das Problem nur an wenigen Stellen auf, in unserer unübersichtlicher werdenden Lebenswelt und in unserer immer pluraler werdenden Gesellschaft kommt das immer häufiger vor. In solchen Fällen wird die *Erreichbarkeit* nicht das einzige Kriterium für Gemeindebildung sein können. Die *Verstehbarkeit* und damit die kulturelle Nähe rücken in den Vordergrund: Koreaner in Stuttgart und Deutsche in Moskau bilden eigene Gemeinden, ebenso Studierende in Tübingen und Göttingen. Auf der anderen Seite geht es nicht ohne die *Erreichbarkeit*: Zur Gemeinde gehört das Zusammenkommen, und das impliziert einen *lokalen* Aspekt, die konkrete Ortshaftigkeit. Die Parochie ist eine sich nahe legende Möglichkeit, aber eben nicht die einzige. Ich werde später noch ein paar Worte zu den Stärken der Parochie sagen. Es geht also nicht darum, die Parochie zu *ersetzen*, son-

dern nach der Möglichkeit und Notwendigkeit von *Ergänzungen* zu fragen.

1.3. Konstitutionsprinzipien christlicher Gemeinde

Welche Alternativen gibt es zum parochialen Prinzip? Hilfreich ist die Unterscheidung von vier Konstitutionsprinzipien für Gemeinden (nach Frank W. Löwe¹¹):

- Das Parochialprinzip: „Die Glieder einer nach dem Parochialprinzip konstituierten Gemeinde verbindet (neben Taufe und Konfession) der gemeinsame Wohnbezirk“.
- Das Personalprinzip: „Im Unterschied zur Parochialgemeinde organisiert sich die Personalgemeinde durch die bewusste Entscheidung ihrer Mitglieder“ (307). Ein Beispiel dafür ist der Berliner Dom, dessen Gemeinde eine reine Personalgemeinde ist.
- Das Funktionsprinzip: „Nach dem Funktionsprinzip organisierte Gemeinden konstituieren sich durch gemeinsame Lebenslagen (z. B. Studium, Krankenhausaufenthalt, Wohnen im Altenheim) oder Interessen (z. B. Vorliebe für Orgelmusik, Engagement für Dritte Welt, Gestaltung von experimentellen Gottesdiensten). Funktionsgemeinden entwickeln besondere Angebote für spezielle Zielgruppen“.
- Das Bekenntnisprinzip: „Die Glieder solcher Gemeinden verbindet eine (über den in jeder volksskirchlichen Gemeinde vorausgesetzten Grundkonsens hinausgehende) gemeinsame Glaubenshaltung bzw. theologische Einstellung“ (308). Beispiele sind reformierte Gemeinden in einer lutherischen Landeskirche, aber auch charismatische Richtungsgemeinden, die Ge-

meinden der Berliner Stadtmission oder Gemeinschaftsgemeinden.

- Diese Bestimmung zeigt, dass das konfessionelle Prinzip keineswegs nur dann vorliegt, wenn es um Abspaltungen oder Sonderlehren geht.

Die vier Prinzipien lassen sich paarweise ordnen: Auf der einen Seite stehen Parochialprinzip und Personalprinzip einander als *formale* Organisationsprinzipien gegenüber, auf der anderen Seite Funktionsprinzip und Bekenntnisprinzip als *materiale* Prinzipien¹². In der Praxis verbinden sich die Prinzipien häufig miteinander. Das kann man auch an den „Grundsätzen zur Bildung von Gemeinschaftsgemeinden innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg vom April 2000“ sehen: Es ist die Rede von *Personalgemeinden*, zugleich davon, dass es „Gemeinden einer spezifischen Frömmigkeitsform“ sind – also ein *konfessionelles* Element. Ferner wird darauf verwiesen, dass „in einer sich verändernden gesellschaftlichen Situation“ eine „differenzierte ‚Inkulturation‘“ nötig sei – ein *funktionaler* Aspekt. Im Grund genommen ist schon das Nebeneinander einer evangelischen und einer katholischen Gemeinde am selben Ort nichts anderes als die Vorordnung des konfessionellen Prinzips vor das parochiale.

1.4. Chancen und Grenzen der Parochie: regional und personal

Die Chancen ebenso wie die Grenzen lassen sich gut an Regionen und an Personengruppen darstellen.

1. Ihre *Stärken* entfalten kann die Parochie vor allem in folgenden Regionen:

- in ländlichen Gebieten, vor allem bei noch vorhandener volkswirtschaftlicher Prägung
- in den „Speckgürteln“ um die Großstädte, die für viele Familien den Lebensraum bilden

- mit Einschränkungen auch in weiteren städtischen Bereichen und urbanen Zentren

Die *Grenzen der Parochie* zeigen sich vor allem in Regionen wie:

- den City-Bereichen der Städte, in denen es vielfach zwar Kirchengebäude, aber kaum noch Wohnbevölkerung gibt. Wo noch Kirchenmitglieder wohnen, orientieren sich viele Mitglieder nicht parochial, sondern an anderen Kriterien.

- Am anderen Ende stehen ländliche Gebiete etwa in Ostdeutschland, die so „ausgedünnt“ sind, dass eine flächendeckend parochiale Versorgung auf Dauer die personellen wie finanziellen Ressourcen der Kirchen übersteigt.

- Hinzu kommen ostdeutsche Plattenbausiedlungen mit ihren eigenen, vor allem konfessionslosen Milieus.

2. Im Hinblick auf *Personengruppen* liegen die Stärken der Parochie bei

- den wenig mobilen Gruppen der Bevölkerung, bei Alten, Kranke und sozial Schwachen, allgemein: bei den „Modernisierungsverlierern“

- bei Familien mit kleinen Kindern

An ihre Grenzen stößt die Parochie bei:

- Bevölkerungsgruppen mit hoher Mobilität
- Die Parochie ist „blind“ für viele Differenzierungen der Gesellschaft, etwa für neue Milieus, lebensalterspezifische Kulturen usw. Das betrifft insbesondere Migrantengruppen (Aussiedler, Asylanten, Gastarbeiter usw.).

2. Vorschläge und Modelle in der gegenwärtigen Diskussion

2.1. Die bisherige Diskussion

1. In den 1960er und 1970er Jahren gingen viele von einer abnehmenden Bedeutung des Wohnortes aus. – Man nahm an, diese werde sich auf das Schlafen und Essen reduzieren. Andere wesentliche Lebensbezüge wie Arbeit, Freizeit und Bildung würden davon abgekoppelt. Deshalb sah man die Ortsgemeinde als Auslaufmodell. Betrachtet man die in jener Zeit entstandenen Wohnsilos, ist das durchaus verständlich. In dieser Zeit kam aus der Ökumene die Diskussion um die Struktur missionarischer Gemeinden¹³. Kirche dürfe nicht am Herkömmlichen festhalten wollen, sondern müsse sich ganz von der *Missio Dei*, der Sendung Gottes her verstehen. „Kirche in der Raumschaft“ hieß eines der Zauberworte; zugleich wurde die Bedeutung kleiner Gruppen hervorgehoben. Wer an der herkömmlichen Gestalt der Parochie festhalten wollte, wurde zum „morphologischen Fundamentalisten“ deklassiert. Vieles davon ist mittlerweile Geschichte, und manche der Erben der Kirchenreformbewegung haben in strukturellen Fragen regelrechte Konversionen hinter sich. Verständlich, denn die weitere Entwicklung verlief anders, „der Ort als Lebensraum und in seinem Gefolge die Ortsgemeinde waren stabiler als vermutet“¹⁴. Mittlerweile liegt es näher, von der „bleibenden Bedeutung des Wohnortes“ auch und gerade im Bezug auf kirchliche Arbeit zu reden¹⁵.

2. Die bis heute bleibenden Folgen jener Diskussion sind die seit den 1960er Jahren

vermehrt eingerichteten übergemeindlichen kirchlichen Werke und Dienste wie Akademien, Studentengemeinden und Kirchentage. Diejenigen, die sich dafür stark machen, betonen, auch dort ereigne sich Kirche, vor allem würden dort Menschen erreicht, die durch das Netz der herkömmlichen Gemeindeglieder fallen. Kritiker fragen, ob denn die damit verbundene „Kirche bei Gelegenheit“ nachhaltige Wirkungen habe und zu dauerhafter Gemeindebildung führe. Diese Diskussion wird heute weniger unter missionarischem Vorzeichen, sondern vor allem dort geführt, wo es um Strukturreformen in den Kirchen geht, und das heißt in der Regel: um die Einsparung von Stellen. Der Streit geht dann darum, ob mehr bei den sog. „Sonderpfarrämtern“ und „Funktionspfarrämtern“ oder bei den Gemeindepfarrämtern gespart werden soll.

2.2. „Leuchttürme“ und „Inseln gelingender Kirchlichkeit“ (Thies Gundlach)

In den ländlichen Gebieten Ostdeutschlands, aber auch schon an anderen Orten kommt die Parochie dadurch an ihre Grenzen, dass sich nicht beliebig viele Gemeinden zusammenlegen lassen. Mit 10 Kirchen, 8 Friedhöfen und drei Pfarrhäusern ist irgendwann eine Grenze erreicht. Wie lange können wir noch am Selbstbild einer flächendeckenden Versorgungskirche festhalten? Macht es auf Dauer Sinn, in vielen ausgedünnten Gemeinden mit immer weniger Geld und hängender Zunge ein mittelmäßiges Programm aufrecht zu erhalten, das immer weniger Interesse findet? Thies Gundlach spricht sich hier für den „Abbau der kirchlichen Überdehnung“¹⁶ aus: „Lie-

ber einige wenige glaubwürdige Kirchengemeinden mit geistlicher Ausstrahlung und überzeugenden Angeboten als viele unzureichend ausgestattete und inhaltlich erschöpfte Gemeinden“¹⁷. Er plädiert für „Inseln gelingender Kirchlichkeit“, für „Leuchtturm-Kirchen“, die wie die „Stadt auf dem Berg“ in die Region ausstrahlen sollen.

„Diese Inseln bleiben einerseits Parochiegemeinden“, werden aber wohl für ein größeres Gebiet zuständig sein. „Sie wachsen aber zugleich hin auf eine Profil- bzw. Personalgemeinde mit eigenem Netzwerk der Unterstützung, die mit ihrer Ausstrahlung, ihrer spezifischen Musik ... und mit ihren markanten theologischen Profilen Menschen aus der Region zu sammeln vermögen“. „Die Inseln funktionierender Kirchlichkeit konzentrieren sich auf ihr geistlich-spiritueller Kerngeschäft, sie haben ihre wichtigste Aufgabe in Angeboten regelmäßiger und verlässlicher Gottesdienste zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichsten Gestalten“¹⁸. Ideal wäre für Gundlach die Verbindung mit einer kommunitären Gemeinschaft und regelmäßigen Gebetszeiten.

Insgesamt hieße das: Flächendeckend wird eine pastorale Grundversorgung aufrecht erhalten. Ansonsten werden die Kräfte an einigen geistlichen Zentren gebündelt.

2.3. „Personalgemeinde“ und „Profilgemeinde“ – Das Bremer Modell

Die Beobachtung, dass die Bevölkerung unseres Landes nach unterschiedlichen Lebensstilen und Milieus differenziert werden kann, hat in den Kirchen ein lebhaftes Echo gefunden. Die vierte Kirchenmitgliedschafts-

untersuchung widmet sich dem, und bis hin zum Rat der EKD wird gefragt, welche Chancen die Profilierung des gemeindlichen Angebots einerseits und die Stärkung der Umgemeindung andererseits hier haben könnten. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Evangelische Kirche in Bremen. Dort gibt es seit 1860 ein Personalgemeindemodell. Die bestehende Regelung geht aus von der Zugehörigkeit zur Gemeinde am Wohnort. Die Umgemeindung wird sehr offen gehandhabt: „Die Bremer Evangelische Kirche begrüßt ausdrücklich die freie Gemeindewahl ihrer Mitglieder unabhängig von parochialer Zugehörigkeit. In der Zuweisung von Kirchensteuermitteln an eine Gemeinde wirkt sich deren Mitgliederzahl unmittelbar aus“¹⁹.

Auf diesem Hintergrund hat Claudia Schulz, Soziologin im EKD-Kirchenamt, jüngst einen Artikel mit dem Titel „Milieuspezifische Profilierung von Ortsgemeinden“ veröffentlicht. Ausgangspunkt ist die Statistik: Von den 245.000 Evangelischen in Bremen zählen 14,3% zur sogenannten Personalgemeinde, das heißt, sie gehören nicht zur Gemeinde ihres Wohnbezirks. Das ist EKD-weit die höchste Zahl. In anderen norddeutschen Großstädten sind die Zahlen signifikant niedriger: in Hannover bei 2%, im Kirchenkreis Alt-Hamburg bei 6%²⁰.

In Bremen verteilt sich die Zahl sehr ungleichmäßig, der Personalgemeindeanteil reicht von 2% bis zu über 60%. Tendenziell ist der Personalgemeindeanteil im City-Bereich größer. Welche Gründe führen zur Umgemeindung? Claudia Schulz hat sich bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Gemeinden kundig gemacht und war überrascht, dass

es einen „einheitlichen Spitzenreiter der Umgemeindungsgründe“ (348) gab: „Alle Befragten vermuteten als wichtigsten Grund die Stadtteil- oder auch Parochieverbundenheit ihrer Mitglieder, die sich bei oder nach einem Umzug in die frühere Gemeinde zurückmelden lassen“ (348).

Daneben gibt es auch andere Gründe: Das gemeindliche Angebot ebenso wie theologische Gründe. Das direkte Werben von Mitgliedern anderer Gemeinden hat sich als Tabu erwiesen, dennoch achten viele Gemeinden auf die Gemeindezugehörigkeit derer, die ihre Angebote nutzen. Das kann bis dahin gehen, dass attraktive Kirchen wie der Dom bei Kasualien wie einer Trauung die Gemeindezugehörigkeit erwarten (348).

Auf der Ebene der Gemeinden hat das zu einer Profilierung geführt, auch wenn diese Profilierung in den meisten Fällen nicht milieuspezifisch ist. Claudia Schulz stellt zuerst eine bildungsbürgerlich-familienfreundliche Gemeinde vor, dann eine alternativ-intellektuelle und schließlich eine nachbarschaftlich-gesellige Gemeinde vor. Ferner erwähnt sie evangelikale Profilierungen.

Bei aller positiven Wertung gibt es an einer Stelle eine Einschränkung: „Menschen, die unmittelbar vor Ort ein kirchliches Angebot nach ihrem Geschmack erwarten, werden von einer milieuspezifischen Profilierung unter Umständen eher enttäuscht“ (357).

Abschließend das Fazit: „Vermutlich erhöht ... nicht die Umgemeindung die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mitglied (noch stärker) kirchennah und engagiert wird, sondern es erhöhen umgekehrt Faktoren wie das Bedürfnis nach Beteiligung oder das Inter-

esse an der Kirche die Wahrscheinlichkeit einer Umgemeindung“ (356).

2.4. Parochieübergreifende Gemeinden

1997 veröffentlichte Heiderose Gärtner, Pfarrerin der Evangelischen Kirche in der Pfalz und Mitglied im Vorstand des Verbandes der Pfarrvereine, ein Plädoyer für parochieübergreifende Gemeinden im Deutschen Pfarrblatt²¹. Dabei geht es nicht um unterschiedliche Profile von Ortsgemeinden, sondern um neue Profile durch parochieübergreifende Gemeinden. Deren Bedarf begründet sie mit drei Argumenten: „Erstens, weil es sie schon gibt, z. B. in der Organisationsform der landeskirchlichen Gemeinschaften, zweitens, vor allem weil die Anzahl der Umpfarrungen im städtischen Bereich hoch ist und ansteigende Tendenz aufzeigt, drittens: Als aktive Reaktion auf die soziologische Entwicklung der Gesellschaft“ (450). Bei Letzterem verweist sie auf die Ausbildung neuer sozialer Milieus.

Zur Struktur solcher Gemeinden schreibt Gärtner: „Die übergreifende Gemeinde muß eine vereinbarte Mindestzahl von Mitglieder[n] haben, bevor sie als solche bei der Landeskirche eingetragen wird. Ihre Grundlagen sind die Bekenntnisse und die Verfassung der Landeskirche ... Das spezielle Gesicht der übergreifenden Gemeinde, ihr besonderes Profil, ihre Zielgruppen und ihre spezielle Aufgabenstellung wird schriftlich dargelegt. Durch die Mitgliedschaft erhält sie die Schlüsselzuweisungen für die Mitglieder von der Landeskirche“ (451).

Für Gärtner hat dieses Gemeindemodell „nichts mit Anbiederung an den Ge-

schmack moderner Menschen zu tun, auch nichts mit einem Modell ‚Servicekirche‘. Es ermöglicht dem Menschen in seiner Gemeinschaft (oikos) Glauben zu leben.“ Sie sieht darin „eine den heutigen Verhältnissen angemessene Form der Hausgemeinde, die neben der Ortsgemeinde schon immer bestanden hat, letztendlich sogar die Wurzeln der Ortsgemeinde in sich trägt“ (452).

Deshalb hält sie „die rechtliche Ermöglichung pluraler christlicher Gemeinschaften (übergreifende Gemeinden) unter dem Dach der Volkskirche für eine die Einheit der Kirche fördernde Aufgabe“ (450).

2.5. „Gemeinden werden sich verändern“ (Franz-Peter Tebartz-van Elst)

Die nächsten beiden Beiträge kommen aus der Ökumene. Unter dem Titel „Gemeinden werden sich verändern. Mobilität als pastorale Herausforderung“ (Würzburg 2001)²² fragt der katholische Münsteraner Privatdozent und Weihbischof Franz-Peter Tebartz-van Elst nach zukunftsfähigen Strukturen. Dabei geht es ihm um weit mehr als um die Strukturfrage.

„Zusammengehörigkeit wird immer seltener über die Zusammengehörigkeit zu einem Ort erfahren“. Aus der vorhandenen Freizeitmobilität aber „zu folgern, dass Christen einen Mobilitätsverzicht zu leisten hätten, wäre törricht. In den Gegebenheiten einer rundum mobilen Gesellschaft aber kreative und kritische Anknüpfungen für erweiterte Formen der Gemeindebildung aufzutun, erscheint als das Gebot der Stunde. Wer heute um Gottes willen bei den Menschen sein will, kommt nicht an ihrer Mobilität vorbei“ (11).

Das verbindet er mit einem Verständnis von Gemeinde, „wo nicht zuerst Versorgung, sondern Sammlung zur Perspektive wird“ (13). Von der Frage der Gemeindeentwicklung aus ist seine Frage und sein Lernziel die „pastorale Option ‚Missionarisch Kirche sein‘“ (23). Seine Konzeption des „pastoralen Raumes“ geht dahin, neben den Pfarrgemeinden eine Vielfalt von Communio-Orten, also nichtparochialen „Orten kirchlicher Beheimatung“ (135) zu bilden – und zugleich ihre Vernetzung untereinander anzustreben. Dazu fordert er eine theologische Rezeption des soziologischen Paradigmas des Netzwerks. Auf der einen Seite steht für ihn das Einheit stiftende Amt des Bischofs, auf der anderen die Vielfalt der Charismen.

„Die anstehenden Erkundungs- und Gestaltungsversuche ... müssen von einer missionarischen Perspektive geleitet sein. Eine exemplarische Darstellung dessen, was Kirche als Zeichen für die Welt ist, hat die latenten volkskirchlichen Maßstäbe von der Erfassung aller abzulösen ... Wie bewegen wir uns von einem volkskirchlichen Defizitblick zu einer missionarischen Ressourcenorientierung bei gleichzeitiger Wertschätzung des volkskirchlichen Erbes?“ (147).

2.6. „Mission-shaped Church“

2.6.1. „Nachbarschaft“ und „Netzwerk“

Unsere Arbeit in Greifswald wurde sehr inspiriert durch die 2004 erschienene Studie „Mission-shaped Church“, die von einer offiziellen Arbeitsgruppe erarbeitet und mit Vorwort des Erzbischofs von Canterbury veröffentlicht wurde. Eine deutsche Übersetzung ist in Bearbeitung und soll noch dieses Jahr erschei-

nen. Um dieses Thema zu vertiefen, hatten wir im Oktober 2005 in Greifswald ein wissenschaftliches Symposium zum Thema „Gemeindepflanzung“ veranstaltet. Erstaunlich sind auch die Gemeinsamkeiten mit dem römisch-katholischen Entwurf.

Der Titel ist Programm: „Mission-shaped Church“, wörtlich etwa: „Missions-geformte Kirche“. Das bedeutet, dass die Gestalt der Kirche, ihr Erscheinungsbild und alle Bereiche davon durchdrungen und geprägt sind, dass die Kirche eine Sendung, eine Mission hat.

Konkret wird in der Studie gefragt: Was ist der primäre Bezugspunkt der Menschen? Orientieren sie sich stärker an der „Nachbarschaft“ (*neighbourhood*) oder am „Netzwerk“ (*network*)²³? Das, so folgern unsere anglikanischen Geschwister, kann nicht ohne Folgen für die Gestalt und Gestaltung von Gemeinde bleiben. Während im ländlichen Bereich und bei älteren Menschen noch das Modell „Nachbarschaft“ dominiert, leben jüngere und mobilere Menschen stärker nach dem Modell „Netzwerk“.

2.6.2. Gemeindepflanzungen und Inkulturation

1. „Wegen seiner missionarischen Dimension kann kirchliches Leben nicht darauf verzichten, sich zu ‚inkulturieren‘, d. h. sich im Rahmen jeweiliger kultureller, sozialer und frömmigkeitsgeschichtlicher Gegebenheiten zu konkretisieren ... Inkulturation in einer differenzierter werdenden Gesellschaft erfordert aber eine Vielfalt von Sozialgestalten kirchlichen Lebens, einschließlich einer Vielfalt von Gemeindeformen und Formen gottesdienstlichen Lebens“. Diese Aussa-

gen aus den „Grundsätzen zur Bildung von Gemeinschaftsgemeinden innerhalb der Evangelischen Landeskirche in Württemberg vom April 2000“ möchte ich vertiefen, weil Inkulturation auch eines der zentralen Themen von *Church Planting* und *Mission-shaped Church* ist.

2. Ausgangspunkt der *Inkulturation* ist die Inkarnation: *in unser armes Fleisch und Blut / verkleidet sich das ewig Gut (EG 23,2)*. „Inkulturation“ heißt: Jedem soll das Evangelium in seiner Kultur zugänglich sein. Mit „Kultur“ meine ich hier Lebensgewohnheiten und Lebensweisen im weitesten Sinne. In dieser Hinsicht besteht ein kultureller Graben zwischen Konfirmanden und zwischen der älteren Generation, die vielerorts den Großteil der Gottesdienstbesucher ausmacht. Es wäre schade, wenn ein Konfirmand das Evangelium nur in der ihm meist fremden kulturellen Gestalt eines traditionellen Gottesdienstes kennenlernen würde! Die Menschen, zu denen wir gesandt sind, brauchen nicht so zu werden wie wir und nicht dorthin kommen, wo wir sind. Inkulturation führt zur Suche nach kulturellen Gestalten des Evangeliums, die dem Leben und Erleben der Menschen entsprechen. Das Evangelium soll verständlich sein und zugleich als Herausforderung erkannt werden.

Eine Verweigerung der Inkulturation wäre lieblos, denn das würde bedeuten, Hürden zu errichten, die Menschen erst überwinden müssen, um Zugang zum Evangelium zu bekommen.

3. *Die Inkulturation bleibt nicht ohne Folgen für die Gestalt der Gemeinde*. In der angli-

kanischen Kirche gibt es seit einigen Jahren sog. „Gemeindepflanzungen“. In den 1990er Jahren sahen sie meist so aus, dass eine Gemeinde beschloss, für eine bisher nicht erreichte Zielgruppe ein neues Gemeindeprogramm aufzulegen. Die Zielgruppe konnte regional definiert sein oder auf eine bestimmte Personengruppe zielen. Meist befand sie sich innerhalb der Pfarchie, bei übergreifenden Pflanzungen waren Absprachen mit dem Bischof nötig.

Mission-shaped Church geht noch weiter und redet von „Fresh expressions of Church“. Auch das ist eine Wortverbindung unserer anglikanischen Geschwister, die kaum zu übersetzen ist: „frische Gestalten von Kirche“. Die Begriffe kommen aus der Ordinationsverpflichtung (declaration of assent): Dort geht es um das Bekenntnis des Glaubens, um „*faith the Church is called upon to proclaim afresh to each generation*“²⁴.

Das heißt, die Gestalt von Kirche ist nicht beliebig, sondern erwächst aus einer spannenden und immer neu zu vollziehenden Begegnung des Evangeliums mit Menschen in einer bestimmten Kultur, in einer bestimmten Lebenswelt und Gesellschaft. Wenn das Evangelium jeder Generation neu zu verkünden ist, dann ist auch damit zu rechnen, dass die *creaturae verbi*, die Geschöpfe und Früchte des Evangeliums, in jeder Generation wieder anders aussehen. Deshalb sollen nicht bestimmte Formen und Gestalten von Kirche geklont werden, sondern aus der Begegnung von Evangelium und Kultur stets neue Gestalten entstehen. Der Heilige Geist bringt nicht nur Leben in bestehende Strukturen, er schafft auch

ständig neue Strukturen und Formen – solche, die dem Auftrag in der jeweiligen Zeit und Situation dienen und angemessen sind. „Eine Gemeindepflanzung soll darum ... nicht ‚dasselbe an anderer Stelle‘ wiederholen. Vielmehr wird etwas Neues entstehen. Wie Gemeinde an diesem neuen Ort aussehen wird, ist nicht vorhersehbar. Es ist ein geistliches Geschehen. Es ist nicht die Kopie eines Erfolgsmodells an anderer Stelle ohne Rücksicht auf den Kontext, also die Geschichte, die Gaben und Grenzen von Menschen, den sozialen Hintergrund, die kulturelle Ausprägung, die finanziellen Möglichkeiten“ (Michael Herbst)²⁵.

„At a time of substantial change, the Church of England needs to learn from the Spirit to be more an anticipation of God’s future than a society for the preservation of the past“²⁶.

4. Mission-shaped Church beschreibt eine ganze Reihe von *fresh expressions of Church*: Schulgemeinden, Jugendkirchen, Midweek-Congregations, Café-Churches usw.²⁷.

Auch in Deutschland sehe ich die Notwendigkeit einer Vielzahl neuer missionarischer Inkulturationen. Ich nenne nur einige Beispiele: Ich denke an Migranten und Aussiedler, an Gehörlose und an Jugendkulturen, an Plattenbausiedlungen in Ostdeutschland und ehemalige Kasernengebiete im Westen. Es gibt Beat-Messen und Techno-Gottesdienste. Wo aber sind die gottesdienstlichen Inkulturationen für die Milieus, die Volksmusik lieben? Wir brauchen einen Pluralismus in missionarischer Hinsicht, einen Pluralismus der Inkulturationen. Bei alledem geht es nicht um Events, sondern um dauerhafte Inkulturationen, eben um Gemeindepflanzung.

2.6.3. Konterkulturation

Ein nicht nur berechtigter, sondern notwendiger Einwand wird an dieser Stelle kommen: Wo bleibt da die milieuübergreifende Einheit der christlichen Gemeinde? Führt das nicht zu einer Zersplitterung, schlimmstenfalls sogar zu kirchlichen Duplikaten gesellschaftlicher Milieus mit allen Abgrenzungen?

In der Tat: Es gibt einen notwendigen Gegenpol zur Inkulturation und dem damit verbundenen strukturellen Pluralismus. Zur Inkulturation muss die Konterkulturation treten, sonst steht sie in der Gefahr, zur Anbieterung zu verkommen. Zur christlichen Gemeinde gehört immer auch, dass solche zueinander finden, die in der Gesellschaft oftmals beziehungslos nebeneinander her leben: Alte und Junge, Deutsche und Ausländer, Akademiker und Menschen ohne Schulabschluss. So sinnvoll zielgruppenspezifische Arbeit an vielen Stellen ist, sie hat auch Grenzen: Das Gotteslob verträgt keine Begrenzungen, auch die Feier des Herrenmahles nicht.

Nur: Es kann zu viel sein, alles auf einmal zu verlangen. Ich kann von denen, die auf dem Weg sind, in einer Jugendkirche in den Glauben hineinzuwachsen, nicht verlangen, zugleich ein Herz für Ausdrucksformen des Glaubens bei älteren Menschen zu haben. Aber es bleibt eine notwendige Zielangabe, dass Jugendliche nach und nach entdecken, dass sie nicht die einzigen Christen sind, sondern es auch andere Arten und Weisen gibt, den Glauben zu leben.

Gerade bei einer Vielzahl von Gemeinden bleibt es ein notwendiges Ziel, die Verbindung zur größeren kirchlichen Gemein-

schaft zu gestalten. Das gilt auch und gerade für Gemeinschaftsgemeinden. Je eigenständiger landeskirchliche Gemeinschaften im Gegenüber zur Landeskirche werden, umso wichtiger es, die Zugehörigkeit zur Landeskirche auch von beiden Seiten her bewusst zu gestalten. Dazu später noch mehr.

Eine Möglichkeit besteht darin, Formen gemeindlicher Gastfreundschaft zu entwickeln. Etwa, indem die unterschiedlichen Gemeinden einer Stadt oder Region regelmäßig zu einem gemeinsamen Festgottesdienst in kultureller Vielfalt und mit gemeinsamer Feier des Herrenmahles zusammenkommen: die deutsche und die arabische Gemeinde, die Jugendkirche und die traditionelle Gemeinde, eine charismatische Gemeinschaft und eine Gemeinschaftsgemeinde.

Bei der Frage nach der Einheit verweisen die Anglikaner auf den Bischof. Er repräsentiert gewissermaßen die Einheit der unterschiedlichen Gestalten von Gemeinde. Ich sehe eine große Herausforderung darin, eine den deutschen Landeskirchen entsprechende Gestalt und Gestaltung der Einheit zu finden. Vielleicht können wir uns das so schlecht vorstellen, weil es jetzt noch so wenig gelebt wird.

2.7. "Mixed economy"

"We need to recognize that a variety of integrated missionary approaches is required. A mixed economy of parish churches and network churches will be necessary, in an active partnership across a wider area, perhaps a deanery"²⁸ – so nochmals "Mission-shaped Church. Ich nenne vier Möglichkei-

ten für eine solche „mixed economy“, für eine „Mischwirtschaft“:

1. Die erste Möglichkeit sind Ergänzungen *innerhalb* einer Parochie durch weitere Ausdifferenzierungen. Nicht immer sind neue Strukturen nötig, vieles ist auch durch interne Differenzierung einer Gemeinde möglich, ggf. sogar mit einem eigenen Gottesdienst, aber mit weiter bestehender Zusammengehörigkeit. Eine häufig schon praktizierte Form der gegenseitigen Ergänzung ist diejenige zwischen Ortsgemeinden und überregionalen Bewegungen. Das können Jugendverbände ebenso sein wie geistliche Bewegungen und Gemeinschaftsverbände. Ich stelle es am Beispiel der Jugendarbeit dar: Die Ortsgemeinde hat Kontakt zu Kindern und Jugendlichen über Taufe, Konfirmation oder über den Religionsunterricht. Die verbandliche Jugendarbeit kann sich einbringen mit der Ausbildung und Begleitung von Mitarbeitern, mit kreativen und zeitgemäßen Formen und nicht zuletzt mit einer regionalen Vernetzung von jungen Christen.
2. Zu einer *mixed economy* gehören auch Mischformen, also Gemeinden, die das parochiale Prinzip neben anderen Prinzipien verwenden. Das ist etwa bei der schon genannten Profilierung von Ortsgemeinden der Fall. Solche Profilierungen können theologischer Art sein, aber auch milieu- oder zielgruppenspezifisch. Unterschiedliche Gemeinden mit unterschiedlichen Schwerpunktbildungen können regional miteinander kooperieren.
3. Eine dritte Möglichkeit ist die Eigenständigkeit mit parochialer Anbindung: Neue

Formen von Gemeinde könnten an eine parochiale Gemeinde „andocken“ so von deren Ressourcen profitieren, etwa von vorhandenen Räumen und Gebäuden.

4. Schließlich ist die Eigenständigkeit mit (über-)regionaler Anbindung zu nennen: Nicht immer wird eine parochiale Anbindung möglich sein – sie kann schon daran scheitern, dass sich die Parochien vor Ort den neuen Aufgaben und Herausforderungen verweigern. In diesem Fall kann die Anbindung auf einer höheren kirchlichen Ebene erfolgen – auf der Ebene des Kirchenkreises, ggf. auch der Landeskirche.

Auch das Miteinander von Gemeinschaftsbewegung und Landeskirche stellt eine „mixed economy“ dar, verbunden mit der Absicht, eine Vielfalt von missionarischen Inkulturationen zu ermöglichen und möglichst vielen Menschen eine geistliche Beheimatung zu ermöglichen.

Die drei Modelle, mit denen der Gnadauer Verband die Möglichkeiten eines Miteinanders von Gemeinschaft und Ortsgemeinde beschreibt, sind letztlich nichts anderes als unterschiedliche Formen einer solchen „Mischwirtschaft“. Sie zeigen zugleich, dass es in struktureller Hinsicht keinen General-schlüssel gibt, sondern nur Lösungen, die für konkrete Orte und Situationen angemessen sind.

3. Folgerungen

1. Ich habe mich viel mit Strukturfragen befasst. Sie sind wichtig, aber nicht alles. Wer zu viel von ihnen erwartet, wird enttäuscht werden. Betrachtet man die vielen Strukturdebatten und Strukturausschüsse der deut-

schen Kirchen in den letzten Jahrzehnten, so ist das Ergebnis jedenfalls ausgesprochen mager. Inzwischen werden Strukturfragen gerne durch eine Regel aus der Organisationsentwicklung relativiert: „structure follows strategy“²⁹. Die erste Frage ist nicht: Welche Struktur brauchen wir?, sondern: Welches Ziel verfolgen wir? Ist das Ziel geklärt und eine Strategie entwickelt, dann macht die Frage nach geeigneten Strukturen Sinn. Das Ziel ist für mich Gemeindeaufbau, um Gemeinde zu entwickeln: Was dient der Sammlung und Erbauung der Gemeinde? Was macht sie zukunftsfähig, was ist ihrem Auftrag förderlich?

2. Alle diese Fragen haben etwas mit Strukturen zu tun, reichen aber sehr viel tiefer. Es geht um Klarheit über den Auftrag, um Berufung und Begabung, um Motivation und Befähigung – und um den Geist Gottes, der das in uns bewirkt. Wo das vorhanden ist, kann schon eine flexible Handhabung der vorhandenen Strukturen viel bewirken.

Das macht die Suche nach zweckmäßigen Strukturen wiederum nicht überflüssig. Strukturen können hilfreich und förderlich sein, aber auch hinderlich. Deshalb müssen sie ständig auf dem Prüfstand bleiben und weiterentwickelt werden. Darin sehe ich eine wichtige Aufgabe von Leitung in Kirche wie Gemeinschaft.

3. Die Gemeinde Jesu wird bleiben, ihr gilt die Verheißung – nicht aber einer bestimmten Gestalt von Kirche oder Gemeinschaft. Unterschiedliche Gestalten von Gemeinde werden kommen und gehen. Unsere Aufgabe besteht darin, sie verantwortlich zu gestalten und dabei nicht einer bestimmten

Gestalt von Kirche verhaftet zu bleiben, sondern nach der Zukunft der Gemeinde Jesu zu fragen!

„Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es nicht gewesen. Unsere Nachfahren werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: ‚Ich bin bei euch alle Tage‘.“ (Martin Luther)

Der o.g. Artikel ist erschienen in:
Matthias Bartels/Martin Reppenhagen (Hg.): Gemeindepflanzung - ein Modell für die Kirche der Zukunft? - Beiträge zu Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Band 4, Neukirchener Verlag, S. 134-153, ISBN 10: 3-7887-2214-2

Wir danken für die Abdruckgenehmigung.



**PD Dr. Johannes
Zimmermann**

wissenschaftlicher Geschäftsführer, Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Theologische Fakultät

- ¹ Referat bei einem Intensivseminar des Gnadauer Verbandes am 24. Januar 2006 in Kassel.
- ² Jürgen Mette / Norbert Schmidt, Ekklesiologische Erwägungen zum Gemeindeaufbau im Gnadauer Kontext, in: Helge Stadelmann (Hg.), Bausteine zur Erneuerung der Kirche. Gemeindeaufbau auf der Basis einer biblisch erneuerten Ekklesiologie. Bericht von der 10. Theologischen Studienkonferenz des Arbeitskreises für evangelikale Theologie (AfeT) vom 7.-10. September 1997 in Bad Blankenburg, Gießen / Basel und Wuppertal 1998, 247-258 (254f).
- ³ Martin Luther, nach WA 50, 629, 34f (aus: Von den Konziliis und Kirchen, 1539).
- ⁴ Christoph Schwöbel, Kirche als Communio, MJTh VIII (1996), 11-46 (20).
- ⁵ Dietrich Rössler, Grundriß der Praktischen Theologie 21994, 590.
- ⁶ Vgl. Theodor Ellwein, Geschichte und Zukunft der Parochie, in: E. Müller / H. Stroh (Hg.), Seelsorge in der modernen Gesellschaft. Erfahrungen und Perspektiven, Hamburg 1961, 217-243 „Es ist nicht möglich, die traditionelle Gestalt der Parochie unmittelbar aus einer theologischen Lehre von der Kirche abzuleiten. Diese besagt lediglich, daß die Grundfigur der paroikia die um das verkündigte Wort versammelte Gemeinde ist, sie besagt nicht, daß die traditionelle Parochie die einzig mögliche und richtige Realisierung dieser Grundfigur sei“ (235).
- ⁷ Rössler a. a. O., 589. Vgl. Ellwein, a. a. O., 235: „Soweit wir sehen, gibt es in unserem Bereich keine echte Alternative zur Parochie“.
- ⁸ Wilfried Härle, Dogmatik, Berlin/New York 22000, 591.
- ⁹ Wilfried Härle, Art. Kirche VII. Dogmatisch, TRE 18 (1989), 277-317 (303).
- ¹⁰ Härle, Dogmatik, 592.
- ¹¹ Frank W. Löwe, Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin, Münster 1999, 307f (ferner 313-444).
- ¹² S. Löwe, Citykirchen, 310.
- ¹³ S. Wolfgang Ratzmann, Missionarische Gemeinde. Ökumenische Impulse für Strukturreformen, Berlin (Ost) 1980.
- ¹⁴ Herbert Lindner, Kirche am Ort. Eine Gemeintheorie, Stuttgart u. a. 1994, 130.
- ¹⁵ S. Lindner a. a. O., 130-134.
- ¹⁶ Thies Gundlach, Wohin wächst die Kirche? Von der Generalzuständigkeit zu Zentren gelingender Kirchen, PTh 94 (2005), 217-230 (224).
- ¹⁷ Thies Gundlach, Blühende Inseln der Spiritualität, zeitschriften 3/2004, 26-29 (28).
- ¹⁸ Gundlach 2005, 225.
- ¹⁹ Claudia Schulz, Milieuspezifische Profilierung von Ortsgemeinden, PTh 94 (2005), 341-359 (345, daraus auch die folgenden Seitenangaben).
- ²⁰ S. Schulz, 344.
- ²¹ Heiderose Gärtner, Das eine tun und das andere nicht lassen. Parochial-strukturierte und parochieübergreifende Gemeinden, DtPfbI 97 (1997), 450-452 (daraus auch die folgenden Seitenangaben).
- ²² Daraus auch die folgenden Seitenangaben. Ausführlich behandelt Tebartz-van Elst das Thema in seiner Habilitationsschrift: Gemeinde in mobiler Gesellschaft. Kontexte – Kriterien – Konkretionen, Würzburg 1999.
- ²³ Mission-shaped Church. Church Planting and Fresh Expressions of Church in a Changing Context, London 2004, 4-8.106.145 u. ö.
- ²⁴ Mission-shaped Church, 100.
- ²⁵ Michael Herbst, Eine Perspektive der Gemeindeentwicklung in nach-volkskirchlicher Zeit (unveröffentlichter Vortrag, 2004).
- ²⁶ Mission-shaped Church, 90.
- ²⁷ S. ausführlich dazu Mission-shaped Church, cap. 4.
- ²⁸ Mission-shaped Church, xi.
- ²⁹ Herbert Lindner, Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden, Völlig überarbeitete Neuausgabe, Stuttgart u. a. 2000, 155; Klaus-Martin Strunk, Marketing-Orientierung in der Gemeindegemeinschaft, in: Hans-Jürgen Abromeit u. a. (Hg.), Spirituelles Gemeindegemeinschaftsmanagement. Chancen – Strategien – Beispiele, Göttingen 2001, 42-81 (58).

Missionarische und diakonische Existenz im nachchristlichen Mittelalter

Dr. Rudolf Weth

I. Aufbruch zu einer missionarisch-diakonischen Kirche

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20, 21) heißt die Kurzfassung des Missionsbefehls Jesu. Mission verdankt sich der Lust und Leidenschaft Gottes am Menschen (vgl. Ps 18,20). Sie ist zunächst und zuerst gar kein menschliches Unterfangen, sondern Missio Dei. Die Sendung des Sohnes durch den Vater in der ganzen Tiefe und Breite des von ihm angenommenen Menschseins mit seinem Verkündigen und Lehren, Helfen und Heilen, Leiden und Sterben, mit dem Ziel der Versöhnung jedes Menschen und der durch nichts mehr getrübt Gemeinschaft des Schöpfers mit seinem Geschöpf.

Die Sendung der Jüngerinnen und Jünger, die Mission der Kirche, ist also nichts anderes als die Teilnahme an der Sendung Jesu Christi, und zwar in der Weise der Zeugenschaft: Wir sind nicht die Macher, die die Welt zu retten hätten, wohl aber die Zeugen der in Jesus Christus schon geschehenen Versöhnung und laden darum „an Christi statt“, also im Auftrag und Dienst seines eigenen Werkes, alle dazu ein: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2 Kor 5,20)

a) „Mission“ und „Evangelisation“ – Heilung der Begriffe und Einstellungen

„Alle Bemühungen um den missionarischen Auftrag fangen damit an zu erkennen und zu beschreiben, wie schön, notwendig und wohltuend die christliche Botschaft ist.“ (Kundgebung, S. 17) Die Leipziger Kundgebung hat diese verheißungsorientierte Aussage über Evangelisation und den „missionarischen Auftrag“ an den Anfang gestellt und sie damit zugleich einem vorurteilsbeladenen und gesetzlichen Negativbild entgegengesetzt. Wir kennen sie ja alle, diese Vorurteile – vielleicht im Einzelfall auch tatsächlichen Negativerfahrungen – gegenüber Evangelisation: „Manipulation und Indoktrination, Simplifizierung statt Elementarisierung, angstbesetzter Entscheidungsdruck, individualistische Engführung des Evangeliums“ usw. . Man muss sich aber fragen, warum diese Vorurteile zum Teil bis heute im Raum der Kirche transportiert und mitunter sogar gepflegt werden.

b) „Mission“, „Evangelisation“ und „Diakonie“ – Begriffsklärung in unserer nachchristlichen und pluralistischen Gesellschaft

Mit 32% Bevölkerungsanteil ist die Evangelische Kirche im Mutterland der Reformation Minderheitskirche geworden, auch wenn sie zusammen mit der katholischen Schwesterkirche noch eine christliche Mehrheit bildet. Vor allem: Nicht nur die 30 Millionen Nichtchristen in unserem Land sind Adressaten erstmissionarischer Verkündigung. Immer mehr wird Kirchenmitgliedschaft in der pluralistischen Gesellschaft zu einer Sache persönlicher und bewusster Entscheidung. Auf

diesem Hintergrund empfiehlt es sich, „Mission“ ganz im biblischen Sinne als umfassenden Zeugnisauftrag der Kirche zu verstehen (Mt 28,18ff; Joh 20,21 vgl. die dritte Barmer These). Dieses Zeugnis hat zwei Gestalten: die „erstmissionarische“, glaubensweckende und glaubensstärkende Verkündigung, die wir „Evangelisation“ nennen, und die dienende Liebe an den Fronten leiblicher Not, seelischer Bedrängnis und sozial ungerechter Verhältnisse, die wir mit dem Wort „Diakonie“ bezeichnen. Diese beiden Gestalten sind deutlich zu unterscheiden, aber keinesfalls zu trennen. In diesem Sinne empfinde ich die geltende Präambel des Diakonischen Werkes nach wie vor als hilfreich und vorbildlich:

„Die Kirche hat den Auftrag, Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen. Diakonie ist eine Gestalt dieses Zeugnisses und nimmt sich besonders der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen an. Sie sucht auch die Ursachen dieser Nöte zu beheben. Sie richtet sich in ökumenischer Weite an einzelne und Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen. Da die Entfremdung von Gott die tiefste Not des Menschen ist und sein Heil und Wohl unmittelbar zusammengehören, vollzieht sich Diakonie in Wort und Tat als ganzheitlicher Dienst am Menschen.“

c) Evangelisation und Diakonie brauchen einander. –

Sie sind zwei unterschiedliche Gestalten des einen missionarischen Auftrags.

1. Evangelisation braucht Diakonie:

Evangelisation ohne soziales Handeln, ohne

die soziale Dimension des Evangeliums und die diakonische Konsequenz des Glaubens läuft Gefahr, die Botschaft von dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus und die Ansage seiner alle und alles verwandelnden Herrschaft auf die Zusage des persönlichen Heils einzuschränken; den Ruf zum Glauben individualistisch zu verkürzen auf Kosten der Berufung in die Sozialgestalt und Kultur der christlichen Gemeinde, den Ruf zur Umkehr auf die Glaubensentscheidung zu konzentrieren und die Frage der unterschiedlichen Lebenssituationen, Lebenswelten und Lebensperspektiven zu vernachlässigen; das Evangelium des umfassenden Heils „für die Armen“ zu verschweigen und nur in den evangelistischen, nicht in den diakonischen Dienst zu rufen:

2. Diakonie braucht Evangelisation:

Soziales Handeln von Christen ohne Evangelisation, ohne ständige Erweckung und Erneuerung aus dem Evangelium und ohne Hinführung zum Evangelium läuft Gefahr,

- sich von der geschwisterlich tragenden begleitenden Gemeinschaft der Schwestern und Brüder zu isolieren;
- ohne den Trost und die Weisung des Evangeliums einer neuen Gesetzlichkeit der „sozialen Selbstverwirklichung“ zu verfallen;
- ohne die Kraft des Gebets, des Kommens des Geistes Jesu und der Verheißung des Reiches Gottes am Auftrag zu resignieren;
- die grundlegende Solidarität mit dem Hilfebedürftigen zu verlassen und ihm das Angebot der umfassenden, ganzheitlichen und endgültigen Hilfe vorzuenthalten;

- den Zeugnisauftrag zu verraten und zum angepassten Erfüllungsgehilfen des Sozialstaats im Sinne einer Diakonie als staatliche Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft zu werden.

II. Wie wird die verkündigende Gemeinde diakonisch?

1. Wie jeder Christ ein Missionar ist, so ist auch jeder Christ ein Diakon. Leben in der Nachfolge Jesu lässt sich die Diakonie Jesu gefallen (Mt 20,28 und Joh 13), aber gewinnt auch Gestalt im Weitergeben der empfangenen Liebe als „spontane Diakonie“ im Diakonentum aller Glaubenden (Wichern).

2. Gemeinde wird diakonisch, indem sie nicht bei sich selbst bleibt, sondern dem Missionsbefehl Jesu folgt (Mt 28,18; Joh 29,21), und das bedeutet grenzüberschreitende Verkündigung und Diakonie.

3. Als „Kirche der Armen“ nimmt sich die Gemeinde selbstverständlich der hilfebedürftigen „Genossen des Glaubens“ (Gal 6,10) an. Aber sie erkennt auch die Not des Fremden und anderen als Herausforderung zur Diakonie an den geringsten Schwestern und Brüdern Jesu, unabhängig von ihrer sozialen, weltanschaulichen und nationalen bzw. ethnischen Herkunft (Mt 25,40; vgl. Lk 10,25-37).

4. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihre Verkündigung mit dem glaubwürdigen Angebot von Gemeinschaft und Lebensgestaltung für die Partner ihrer Hilfe verbindet.

5. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihr Hilfehandeln mit dem Angebot der Seelsorge und der Einladung zum Glauben ver-

bindet, aber auch dann bei den Betroffenen ausharrt, wenn sie diese Einladung nicht oder nicht erkennbar annehmen. Insofern führt Diakonie weit über Bekehrung und Gemeindegewachstum hinaus in den Horizont und die Verheißung des Reiches Gottes. Das Reich Gottes ist größer als die Kirche.

6. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihren Diakonieauftrag nicht nur der „spontanen Diakonie“ ihrer Mitglieder überlässt, sondern ihn darüber hinaus – hinsichtlich der Zielgruppen, Ziele und der Dienstaufteilung – in einem geordneten Diakonat organisiert.

7. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie unter den Rahmenbedingungen des heutigen Sozialstaates wahrnimmt und realisiert, dass sie am Schnittpunkt eines genuin christlichen und eines zugleich gesellschaftlichen Auftrages steht.

8. Die Ortsgemeinde ist zwar nicht die einzige, wohl aber die zentrale Gestalt der Kirche Jesu Christi. Hier gilt schon innerkirchlich das Subsidiaritätsprinzip: Alles, was an diakonischen Diensten durch sie und ihre Mitglieder geschehen kann, soll auch durch sie geschehen und darf nicht wegdelegiert werden. Die diakonische Gemeinde ist integrierte, gottesdienstliche, offene und „charismatische Gemeinde“.

9. Weit mehr Gemeindeglieder als vielfach angenommen wird, sind bereit zu ehrenamtlichem Engagement in der Diakonie. Ein Konzept und eine „Kultur des Ehrenamtes“ mit verantwortlicher Auswahl, Anleitung, Begleitung und Anerkennung ist zu entwickeln.

10. An Diensten für „Ehrenamtliche“ (engl. volunteers=Freiwillige) ist kein Mangel: Be-

suchsdienste, Flüchtlingsarbeitskreis, Kleiderkammer, Wärmestube für Obdachlose u. a. m.

Klassische Arbeitsfelder der Gemeindediakonie sind u. a. Kindergartenarbeit, Altentagesstätte, Diakoniestation und ein Altenpflegeheim.

11. Auch eine noch so lebendige diakonische Gemeinde (mit Gemeindediakonieausschuss oder diakonisch versierter Leitung) kann sich bei weitem nicht aller Probleme und Nöte in ihrem Bereich annehmen. Eine Gemeinde wird nachhaltig diakonisch, wenn sie sich einerseits ihrer personellen, fachlichen und finanziellen Begrenzung bewusst ist und die Vernetzung zu übergreifenden Diensten und Werken sucht. Aber sie muss dabei ihr diakonisches Profil und die „soziale Dienstleistung“ gesellschaftspolitisch einladend und offensiv vertreten.

III. Wie gewinnt die Diakonie ihr diakonisch-missionarisches Profil?

1. Die Diakonie, in Deutschland mit 30.000 Einrichtungen und annähernd 400.000 hauptamtlichen und ebenso vielen ehrenamtlichen Mitarbeitern zweitgrößter Arbeitgeber in der Bundesrepublik, steht immer wieder im Verdacht, sich mehr an ihrem gesellschaftlichen Auftrag und sozialstaatlich vorgegebenen Qualitäts- und Professionalitätsstandards zu orientieren als am Diakonieauftrag Jesu. Zunehmende „Selbstsäkularisierung“ (Wolfgang Huber) und Entfremdung von Kirche und Gemeinde, verstärkt durch „Globalisierung“ und „Ökonomisierung des Sozialen“, sind die Hauptpunkte.

2. Diakonie muss sich darum heute verstärkt auf ihre geistlichen Wurzeln besinnen und gesellschaftspolitisch offensiv für die bisher tragenden Sozialstaatsprinzipien der Subsidiarität und positiven, weltanschaulichen Neutralität des Staates eintreten.

3. Die Diakonie kann und muss sich auf dem heutigen Sozialmarkt dem Wettbewerb der Dienstleistungen mit der Qualität ihrer spezifischen Dienstleistung behaupten: Beteiligung der Betroffenen, Fürsprecherfunktion für die Hilfebedürftigen, soziale Wärme und persönliche Zuwendung, ganzheitliche Versorgung und geistliche Begleitung.

4. Die Diakonie wird den Wertewandel und Werteverfall unserer Gesellschaft nur als bekennende Diakonie bestehen: z. B. im gegenwärtigen Streit zwischen christlichem Menschenbild und utilitaristischer Bioethik, zumal am Anfang und Ende des Lebens.

5. Die Mitarbeitenden im diakonischen Bereich haben in ihrer Tätigkeit besondere Chancen, die Botschaft von Jesus Christus weiterzusagen. „Der missionarische Auftrag solle bei der Auswahl der Mitarbeitenden, bei ihrer Ausbildung und durch spezifische Maßnahmen der Fortbildung berücksichtigt werden.“ (Kundgebung der EKD-Synode der Diakonie, November 1998)

6. Die christlichen Träger der Diakonie, seien es Gemeinden, Kirchenkreise oder freie Werke, tragen eine besondere Verantwortung für Mitarbeitermotivation und -pflege, Mitarbeiterqualifikation und -beteiligung und dabei für den Aufbau einer Glaubens- und Dienstgemeinschaft. ...

7. Es ist gut, wenn die Kirche und ihre Gemeinden den Dienst der in der Diakonie Tä-

Missionarische Perspektiven diakonischer Seelsorge

tigen wahrnimmt, wertschätzt und in ihr Gebet einschließt, wie in der zitierten EKD-Kundgebung (1998) geschehen: „Die Synode dankt allen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich im Geist Christi für ihre Mitmenschen einsetzen und persönliche Opfer nicht scheuen. Sie bringen nicht nur ihre Arbeit ein, sondern auch sich selbst, ihren Glauben, ihre Haltung, ihr Engagement, ihre Bereitschaft zur Anteilnahme und zum Mit-leiden.“

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus Midi – Missionarische Diakonie im Gemeindeaufbau – eine Informationsschrift der AMD Nr. 1 vom August 2004.

Dr. Rudolf Weth

1. Aufbruch zu einer missionarischen Kirche in der Krise der Kirche

Im Herbst 1999, an der Schwelle zur Jahrhundertwende, setzte die in Leipzig versammelte EKD-Synode das Signal für den Aufbruch einer missionarischen Kirche: „Die Evangelische Kirche setzt den missionarischen Auftrag an die erste Stelle ... Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringlichen Aufgaben.“ Eberhard Jüngel, der bekannte Tübinger Theologe, formulierte in Leipzig pointiert: „Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“

Das sind bemerkenswerte Sätze, vor allem, wenn man bedenkt, dass Mission und Evangelisation jahrzehntelang gegenüber dem Sozial- und Öffentlichkeitsauftrag der Kirche eher zurückstehen mussten. Was bedeutet diese erklärte missionarische Wende? Und wie wirkt sie sich in der Diakonie, insbesondere in der „diakonischen Seelsorge“ aus? Noch beherrscht freilich die Krise der Kirche das öffentliche und innerkirchliche Bewusstsein. Die Chance ihrer missionarischen Erneuerung wird dagegen nur zaghaft wahrge-



Dr. Rudolf Weth

war fast 30 Jahre Direktor des Erziehungsvereins Neukirchen-Vluyn und Dozent an der dortigen Diakonenausbildungsstätte. Er ist u. a. Autor des Buches „Kirche in der Sendung Jesu Christi“.

nommen. Wir kennen alle die Schlagworte und Entwicklungen: „dramatischer Mitgliederschwund“, „Kirche im Abseits“, „Finanzmisere ohne Ende“, Stelleneinsparungen und Kündigungen jenseits des Sozialverträglichen und an vielen Orten Schließung oder Verkauf von Kirchen und Gemeindezentren. Das schmerzt und schockiert. Was dabei aber tief beunruhigt, ist nicht der Mitgliederschwund als solcher, da er ja der allgemeinen demographischen Entwicklung entspricht, sondern die immer noch anhaltende Kirchenaustrittswelle, die starke Rückläufigkeit bei der Teilnahme an Gottesdiensten, der Rückgang von Taufen und Trauungen sowie kritische Beobachtungen Außenstehender, die den Nerv der Kirche treffen, wie z. B. der Artikel von Hartmut Meesmann in der Frankfurter Rundschau, bezogen auf Spiritualität und Seelsorgeangebote der Kirche: „Die Sachwalter des Religiösen büßen ihre ureigenste Kompetenz ein.“

Wir spüren alle: Eine nüchterne Hochrechnung von Mitgliedschaft und Steueraufkommen (z. B. aufs Jahr 2015) ist notwendig. Schmerzhaft Einsparungen und Prioritätensetzungen sind unvermeidlich. Nur, all das reicht nicht aus. Aber kurzatmige oder geradezu panikartige, weil perspektivlose Entscheidungen sind schlimm. Angst ist überhaupt kein guter Ratgeber. Das Entscheidende ist: Unser Vertrauen ist gefragt, unsere Nachfolge in Glaube, Liebe und Hoffnung. Die missionarische Perspektive ist nicht einfach eine Sache von Synodalentscheidungen, sondern eine Frage geistlicher Erneuerung. „Herr, stärke uns den Glauben!“ (Lk 17,5) muss unsere Bitte sein.

Und: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!“ Nur aus dem Geist des Evangeliums wird es eine geistliche Erneuerung geben. Doch mit dem Kommen dieses Geistes, mit der verheißenen Gegenwart Jesu Christi, dürfen wir auch zuversichtlich rechnen. In dieser Perspektive erscheint die Krise der Kirche als Chance, stehen die Zeichen nicht auf Abbruch, sondern auf missionarischem Aufbruch:

a) Die Krise der Kirche dokumentiert ihren Übergang zu einer kleiner werdenden, aber eindeutiger identifizierbaren Kirche in einer weltanschaulich und religiös pluralen Gesellschaft. Ihr Relevanzverlust signalisiert: Kirche ist nicht mehr organisierte „Religion der Mehrheit“ – im Osten und in den Großstädten ist sie es schon längst nicht mehr –, die entsprechenden Erwartungen und Ansprüchen genügen muss, sondern qualifizierte Minderheit mit der öffentlichen Stimme des Evangeliums auf dem Markt der Weltanschauungen, Meinungen und Medien.

b) Mit der neuen Situation wird wieder klar und deutlich, dass „Mission“ der Normalfall von Kirche ist. Kirche nimmt teil an der „missio dei“ zum Heil der Welt und ist selber wesentlich Mission. Franz Rosenzweig hat das im „Stern der Erlösung“ klarsichtig so ausgedrückt: „Die Christenheit muss (sc. im Unterschied zum Judentum) missionieren. (...) Ja, das Missionieren ist geradezu die Form ihrer Selbsterhaltung.“ Anders gesagt: Keiner wird in die Kirche einfach hineingeboren oder hineingetauft. Christsein wird immer mehr zu einer Sache der persönlichen Wahl und Entscheidung. Der bisherige „Standortnachteil“, dass Menschen ge-

radezu immun sind gegenüber der christlichen Botschaft, weil sie sie immer schon zu kennen meinen oder überholt glauben, weicht damit einem neuen Standortvorteil: In der nachchristlichen pluralistischen Gesellschaft gibt es immer häufiger die Situation einer erstmissionarischen Verkündigung und Diakonie und damit eine neue Offenheit, ein neues Interesse.

c) Die Krise der Kirche mit Mitgliederschwund, Relevanzverlust und Finanzierungsproblemen ihrer sozialen Arbeit wird schließlich erkennbar als Spiegelung der fortschreitenden Individualisierung und Entsolidarisierung unserer Gesellschaft mit Werte- und Sinnkrise, neuer Armut und sozialer Isolierung im Gefolge. Damit ist aber die Kirche als Sachwalterin der „Guten Nachricht für die Armen“ (vgl. Lk 4,18) ganz neu gefragt, insbesondere von den Betroffenen und Leidtragenden dieser Entwicklung selbst.

2. Diakonie im missionarischen Aufbruch der Kirche

Was bedeutet es für die Diakonie, was bedeutet es für die diakonische Seelsorge, wenn die Evangelische Kirche den missionarischen Auftrag an die erste Stelle setzt? Hier gibt es eine Erwartungshaltung seitens der Kirche an die Diakonie. Aber hier gibt es auch einen Klärungsbedarf der Diakonie angesichts dieser Erwartungshaltung.

Zur Erwartungshaltung der Kirche: Die Diakoniesynode der EKD in Münster 1998 bekräftigte in ihrer „Kundgebung“ den „missionarischen Auftrag der Diakonie“: „Die Diakonie hat Teil am Auftrag der Kirche, die Botschaft von der Liebe und Gerechtigkeit

auszurichten und zum Glauben an Jesus Christus einzuladen“. Und sie formuliert dann sehr pointiert: „Wir sind Menschen mehr schuldig als die helfende Hand. ‚Schäme dich nicht des Zeugnisses von unserem Herrn Jesus Christus‘ (2 Tim 1,8). Die Menschen, denen wir mit Taten der Liebe helfen, brauchen genauso Worte des Trostes, des Zuspruchs und der Ermutigung. Wer für den Leib sorgt, soll auch für die Seele sorgen. (...) Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im diakonischen Bereich haben in ihrer Tätigkeit besondere Chancen, die Botschaft von Jesus Christus weiterzusagen. Der missionarische Auftrag der Diakonie sollte bei der Auswahl der Mitarbeitenden, bei ihrer Ausbildung und durch spezielle Maßnahmen der Fortbildung berücksichtigt werden.“

Aus diesen Sätzen spricht hohe Anerkennung, aber auch verhaltene Kritik und eben eine deutliche Erwartungshaltung. Hohe Anerkennung: Die Diakonie erreicht mit ihren Diensten täglich weit mehr Menschen, als durch die sonntäglichen Gottesdienste erreicht werden. Auch die neueste Mitgliedschaftsstudie der EKD aus dem Jahre 2003 bestätigt entgegen dem allgemeinen Trend das anhaltende, z. T. noch wachsende Interesse an den Hilfs- und Beratungsangeboten der Diakonie. Aber, so die unüberhörbare Kritik, hat sich Diakonie nicht weitgehend auf ihre Rolle als soziale Dienstleisterin zurückgezogen und ihr Handeln an den Grundsätzen und Methoden sozialfachlicher Professionalität ausgerichtet, sich damit aber weitgehend „selbst säkularisiert“ (Wolfgang Huber)? Wo bleibt ihr Zeugnis,

wo bleibt ihre missionarisch-diakonische Identität?

Die Diakonie steht, im Unterschied zur Verkündigung der Kirche, an der Schnittstelle eines gesellschaftlichen Auftrags und ihres genuin christlichen Auftrags, des Diakonierauftrags Jesu. Gerade weil sie diese Doppelrolle verkörpert, kann sie sich der kritischen Anfrage nach ihrem Zeugnis nicht entziehen, besonders nicht in der neuen Situation des missionarischen Aufbruchs der Kirche als qualifizierte Minderheit in einer weltanschaulich pluralen Zivilgesellschaft. Diakonie erfüllt ihren Auftrag wie die Kirche, ja, als eine Gestalt von Kirche, im Namen Jesu und im Geist des Evangeliums. Aber kann sie auch die Erwartungshaltung der Kirche erfüllen, mit ihrem Dienst zum Glauben an Jesus Christus und zur Begründung von Kirchenmitgliedschaft einzuladen?

Hier gibt es einen berechtigten Klärungsbedarf der Diakonie. Die von der Kirche erklärte missionarische Priorität bei „Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden“ kann so nicht einfach auf die Diakonie angewandt werden. Hier könnte sich die Diakonie mit Recht entfremdet fühlen: instrumentalisiert im Interesse von Gemeindegewachstum. Hilfreich ist deshalb die Unterscheidung von Evangelisation und Diakonie, die auch durch die Präambel der DW-Satzung nahegelegt wird. Beide sind Gestalten des einen umfassenden missionarischen Auftrags der Kirche, „Gottes Liebe zur Welt allen Menschen zu bezeugen“. *Evangelisation* ist die Proklamation des Namens Jesu Christi und die Einladung zum Glauben, die in der Glaubensentscheidung

und lebendigen Kirchenmitgliedschaft des Glaubenden zum Ziel kommt. Sie bewegt sich im Horizont von missionarischer Gemeindeentwicklung und Gemeindegewachstum. *Diakonie* versteht ihren Dienst demgegenüber im weiteren Horizont des Reiches Gottes. Auch sie wird im Rahmen ihres Dienstes von Fall zu Fall die Einladung zum Glauben und zur christlichen Gemeinde aussprechen. Aber sie kann ihren Erfolg nicht daran messen, ob Menschen durch ihr Handeln zum Glauben kommen und in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werden. Sie harrt mit ihrer ganzheitlichen Leib- und Seelsorge vielmehr bei allen Hilfebedürftigen aus, also auch bei denen, die diesen Schritt nicht tun, konfessionslos bleiben oder einer anderen Religion angehören. Sie sieht ihren Dienst und die Gemeinschaft mit den bei ihr Hilfesuchenden Menschen in jedem Fall als eine geistliche Aufgabe an, die mit dem Kommen Jesu und seiner Liebe Tag für Tag rechnet bis ans Ende der Tage. So ist die Diakonie gelebte Reich-Gottes-Hoffnung, die darauf vertraut, dass Gott sein geliebtes Geschöpf nicht aufgibt, sondern sich am Ende an jedem Menschen verherrlichen will.

3. Missionarische Perspektiven diakonischer Seelsorge

Die christliche Seelsorge hat man mit einer sehr schönen und treffenden Wendung „die Muttersprache der Kirche“ genannt. Seelsorge ist damit natürlich auch die Muttersprache einer diakonischen Kirche, Seelsorge ist auch die Muttersprache der Diakonie. Keine Diakonie ohne Seelsorge!

Diakonie ohne Seelsorge wäre seelenlose soziale Dienstleistung. Denn Diakonie ist von ihrem biblischen Ursprung und Auftrag her ganzheitlicher, Leib und Seele des Notleidenden umfassender Dienst und darum eben Dienst in Wort und Tat (vgl. die Präambel der DW-Satzung). Die helfende Tat ist nicht ohne die hörende und einfühlende, vorbehaltlos annehmende und zutiefst solidarische, tröstende und befreiende Kommunikation mit dem Hilfesuchenden. Das aber heißt: Diakonische Seelsorge ist Kommunikation des Evangeliums in der Kraft des Glaubens und der Liebe – mit der ganzen Offenheit für eine weitergehende Einladung zum Glauben, aber ohne jeden Automatismus oder Zwang.

Wenn sie diesen unverwechselbaren und unvertretbaren Auftrag erfüllt, dann hat diakonische Seelsorge nicht zusätzlich auch eine missionarische Perspektive, sondern dann verkörpert sie selbst die grundlegende missionarische Dimension der Diakonie.

Daraus ergibt sich eine ganze Fülle missionarischer Perspektiven der diakonischen Seelsorge, aus denen ich im Folgenden einige grundsätzliche aufführe:

1. Alle Bereiche, Gestalten und Methoden diakonischer Seelsorge – ob in der Gemeindediakonie oder in der Telefonseelsorge, ob ehrenamtlich oder hauptamtlich, ob elementar oder hoch spezialisiert – dienen der Kommunikation des Evangeliums mit den Hilfesuchenden in der Kraft des Glaubens und der Liebe.

2. Seelsorgerinnen und Seelsorger werden den Herausforderungen und Belastungen

diakonischer Seelsorge umso eher gerecht, wie sie selber Seelsorge erfahren. Wer selber aus der Kraft des Glaubens und der Liebe lebt, kann sie auch im seelsorgerlichen Gespräch spürbar werden lassen.

3. Wenn Seelsorge die Muttersprache einer diakonischen Kirche resp. der Diakonie ist, dann sollten alle Mitarbeitenden in der Diakonie wenigstens elementar diese Sprache erlernen können. Dazu sind Einführungskurse in den Arbeitsplatz Diakonie, diakoniespezifische Glaubenskurse und besondere Fortbildungsangebote hilfreich und seitens der diakonischen Anstellungsträger auch realisierbar.

4. Arbeitsteilung ist in der Diakonie unumgänglich. Deshalb gibt es neben dem „allgemeinen Seelsorgetum aller Dienenden“ besondere mit der Seelsorge Beauftragte. Sie erlernen je nach Seelsorgebereich eine spezifische Fachsprache und Methodik – anders z. B. in der Krankenhausseelsorge, anders in der Trauerbegleitung, anders in der Notfallseelsorge – und haben mit Recht Anspruch auf Supervision. Notwendig ist dabei aber die – öffnende oder auch kritisch begrenzende – Vermittlung von Fachsprache und Muttersprache. Die eine darf die andere nicht ersetzen und umgekehrt. Nur die Verbindung von beiden macht die diakonische Seelsorge aus. Ein anderer Aspekt dieser „missionarischen Perspektive“ ist die in der Diakonie nach außen und innen notwendige und reizvolle Zusammenarbeit mit den anderen helfenden Berufen wie z. B. Pflegekräften, Mediziner/innen, Psycholog/innen, Therapeut/innen, aber auch Strafvollzugs- und Polizeibeamt/innen.

5. „Diakonie richtet sich in ökumenischer Weite an Einzelne und Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen.“ Entsprechend überschreitet diakonische Seelsorge nicht nur die Grenzen der Pfarhie, sondern auch die der Konfession und Religion. Das eröffnet eine missionarische Perspektive in mehrfacher Hinsicht. Diakonische Seelsorge geschieht vielfach in ökumenischer Zusammenarbeit. Viele Einrichtungen der Diakonie fördern den Aufbau einer Glaubens- und Dienstgemeinschaft auf ökumenischer Basis aus Mitgliedern von Kirchen, die der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) angehören. Vor allem aber hört diakonische Seelsorge als Kommunikation des Evangeliums in der Kraft des Glaubens und der Liebe auch bei Konfessionslosen und Menschen anderen Glaubens und anderer Kultur nicht auf. Die Erfahrung zeigt, dass dieses Angebot von Seelsorge und Beratung auch durch Nichtchristen, z. B. Muslime, gesucht und in Anspruch genommen wird. Hier ist auch interkulturelle Arbeit und Wertschätzung des anderen angesagt, ohne dass die eigene christliche Identität verleugnet wird.

6. Die Erfahrung diakonischer Seelsorge belegt, dass es einen geradezu unendlichen, aber auch immer differenzierteren Seelsorgebedarf von Menschen in unserer „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck) gibt. Hier liegt die große missionarische Chance der Diakonie, viele Menschen – nahe wie ferne, Christen wie Nichtchristen – mit der Kommunikation des Evangeliums zu erreichen. Dabei trifft sie freilich auf schwieriger werdende Rahmenbedingungen. So bedroht

der Stellenabbau die Diakonie an ihrer empfindlichsten Stelle, eben in der diakonischen Seelsorge und also da, wo eigentlich neue Stellen geschaffen werden müssten. Gleichzeitig drängen viele andere Anbieter, z. T. mit unseriösen Heilungsversprechen, auf den „Seelsorgemarkt“. Es wäre fatal, wenn sich diakonische Seelsorge in dieser Situation stärker zurücknehmen würde. Die Telefonseelsorge hat indes gezeigt, dass Ehrenamtlichkeit und hohe Professionalität durchaus vereinbar sind. In diese Richtung, verstärkt Ehrenamtliche zu gewinnen und zu schulen, muss die diakonische Seelsorge in der gegenwärtigen Situation gehen.

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Arnd Götzelmann u. a. (Hg), *Diakonische Seelsorge im 21. Jahrhundert*, Universitätsverlag Winter, Heidelberg, 2006, S. 104-109.

Bibelarbeit

zu Dtn 6,4-9

(ausgehend von der Luther-Übersetzung)
„Wenn dein Kind dich fragt ...“ –
Glaube in der Familie weitergeben

Dr. Christoph Rösel

Die religiöse Praxis und Prägung des Elternhauses ist in ihrer Bedeutung für den Glauben der Kinder kaum zu überschätzen. In der Familie werden Weichen gestellt, die das Leben der Kinder ganz selbstverständlich prägen. Die Weitergabe des Glaubens in der Familie ist deshalb eines der am meisten erprobten „gelingenden missionarischen Konzepte“. Um das inhaltliche Spektrum dieses Heftes abzurunden, geht es in der Bibelarbeit zu Dtn 6,4-9 deshalb gerade auch um dieses Thema (6,7). Doch das „Lehren der Kinder“ ist in diesem Text nur ein Teil in einem umfassenden Programm gegen das Vergessen der Gebote. Deshalb will ich zunächst die Grundzüge dieser „Erinnerungskultur“¹ beschreiben, bevor wir uns dann den Kindern und der Bedeutung der Familie zuwenden.²

Dtn 6,4-9 ist Teil einer großen Rede Moses an das Volk Israel vor dem Einzug in das verheißene Land. Der Abschnitt selbst beginnt mit einem doppelten Paukenschlag, mit zwei

der ganz großen Worte des AT: „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein.“ Dieser Vers ist im Judentum so etwas wie ein Glaubensbekenntnis geworden, denn er beschreibt ganz konzentriert die Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit des Gottes Israels. Diesem einzigartigen Gott entspricht die Hingabe des ganzen Lebens, deshalb heißt es im nächsten Satz: „Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ Dieses Wort zitierte Jesus, als er nach dem wichtigsten Gebot gefragt wurde (Mt 22,37). Das ganze Leben soll durch die Beziehung zu Gott geprägt werden. Darum geht es auch in den folgenden Versen, und zwar aus einer ganz praktischen Perspektive. Denn V. 6-9 zeigen, wie die Erinnerung an die Gebote so im Alltag verankert werden kann, dass sie an entscheidenden Stellen immer wieder in den Blick gerät.

Der Abschnitt geht also von einem sehr realistischen Menschenbild aus. Er setzt ganz selbstverständlich voraus, dass die Israeliten ihre guten Erfahrungen mit Gott nur zu schnell wieder vergessen könnten (6,12). Wenn sie die Wüste erst einmal hinter sich gelassen haben und im verheißenen Land angekommen sind, wird das Vergessen ganz von alleine einsetzen. „Not lehrt beten“, sagt das Sprichwort. Dazu könnte man ergänzen: „Erfolg lässt vergessen.“ Das bestätigt die Geschichte der Bundesrepublik in der Nachkriegszeit, das kennen wir beides genauso gut auch aus unserer eigenen Lebenserfahrung. Doch die Rede des Moses hält den Israeliten nicht nur den Spiegel vor und zeigt ihnen ihre Vergesslichkeit, sie

gibt ihnen auch ein Programm gegen das Vergessen mit auf den Weg. Erinnern statt Vergessen, das ist es, worum es in diesen Versen geht.

Die einzelnen Aussagen lassen sich zu einem 4-Punkte-Programm zusammenfassen:

1. sich die Worte selbst zu Herzen nehmen (V. 6)
2. der nächsten Generation Glauben weitergeben (V. 7)
3. Erinnerungszeichen am eigenen Körper (V. 8)
4. Inschriften an Haustüren und Stadttoren (V. 9)

In Punkt 1 und 3 sind die Angesprochenen ganz unmittelbar einbezogen.³ Sie sollen die Gebote verinnerlichen und sich zugleich äußere Zeichen am eigenen Körper machen. In der jüdischen Tradition wird das Gebot aus V. 8 durch das Anlegen der Gebetsriemen erfüllt, V. 9 durch die „Mesusa“, kleine Kapseln rechts oben am Türrahmen, die biblische Texte enthalten. Das ist jedoch jeweils nur eine Deutungsmöglichkeit. Dem bloßen Wortlaut nach könnte man insbesondere beim „Merkzeichen zwischen den Augen“ etwa auch an eine Tätowierung oder an einen Stirnschmuck denken, der an einem Kopfband getragen wird. Und die parallelen Formulierungen in Dtn 11,18 oder Ex 13,16 lassen auch eine übertragene, innerliche Deutung dieser Zeichen zu. Diese Einzelfragen der Auslegung können hier nicht weiter verfolgt werden, wichtig ist in jedem Fall, dass die Angesprochenen zunächst selbst die Gebote verinnerlichen und sich aneignen sollen.

Diese „innere Aneignung“ ist zugleich auch eine Voraussetzung für die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Denn nur Worte, die von Herzen kommen, können dann auch das Herz der Kinder erreichen.

Punkt 2 und 4 beschäftigen sich demgegenüber mit der Notwendigkeit der Erinnerung beim Überschreiten räumlicher (V. 9) und zeitlicher Grenzen (V. 7). Da die Frage nach den Kindern gleich noch ausführlicher betrachtet werden soll, hier nur eine kurze Anmerkung zu V. 9. Die Haustüren und Stadttore markieren die Grenzen des alltäglichen Lebensumfeldes. Wer diesen geschützteren Bereich verlässt, soll durch die Inschrift bzw. die Mesusa noch einmal daran erinnert werden, dass der eine Gott auch jetzt bei ihm ist und er zugleich auch seinem Gott verpflichtet bleibt.

Im Kontext dieser Erinnerungskultur beschreibt V. 7 nun ein Modell für die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Der Vers könnte zunächst so verstanden werden, als ginge es dabei um zwei verschiedene Anweisungen: einerseits den Kindern die Gebote einprägen, andererseits auch darüber hinaus zu jeder Zeit von den Geboten sprechen. Ein Vergleich mit der ähnlichen Wendung in Dtn 11,19 zeigt jedoch, dass das ständige Reden über die Gebote gerade dazu dienen soll, sie den Kindern einzuprägen.

Doch wie soll das nun im Einzelnen geschehen? In der Lutherübersetzung lautet die erste Anweisung, den Kindern die Gebote „einzuschärfen“. Das so wiedergegebene hebräische Verb kommt in dieser Form und Bedeutung nur hier vor. Es könnte auch von

einer anderen Wurzel hergeleitet werden und dann mit „wiederholen“ übersetzt werden (so die Einheitsübersetzung). 11,19 spricht im selben Zusammenhang vom „Lehren“, das demnach durch das wiederholte Vorsprechen des Textes geschehen soll. Das Lernen des Wortlautes wird in der zweiten Vershälfte ergänzt durch ein ständiges Reden über die Gebote. Was das bedeuten könnte, zeigen 6,20-25. Dort fragt ein Kind seine Eltern, was es mit den Geboten auf sich hat. Als Antwort verweisen die Eltern auf den Auszug aus Ägypten und die Verpflichtung auf die Gebote am Sinai. Ähnliche Fragen und Antworten („Kinderkatechesen“) finden sich in Ex 12,26-28; 13,14-16; Jos 4,6-7.21-24. Dabei zeigt besonders die Formulierung in Dtn 6,20, dass es hier nicht um eine „echte“ Kinderfrage geht, denn das als Beispiel vorgestellte Kind formuliert doch theologisch sehr korrekt und kennt bereits die besonders im Dtn verwendeten Fachbegriffe für die Gebote. Deutlich ist jedoch, dass ein Leben nach den Geboten Anlass zu Fragen gibt und dass die Eltern über das Leben der Gebote hinaus ihren Kindern auch die grundlegenden Zusammenhänge erläutern sollen. Dabei geht es nicht um theologische Spitzfindigkeiten, sondern um die Grundlinien der Geschichte Gottes mit seinem Volk. Nach Dtn 4,9f ist das Ziel dieser Unterweisung, dass auch die Kinder selbst Gott fürchten. Ein solches Lehren ist deshalb immer mehr als Wissensvermittlung - es ist Hinführung zum Glauben.

Aus neutestamentlicher Perspektive kann man diese Aussagen nun aber nicht in gleicher Weise allein auf die leiblichen Kin-

der beziehen, denn zur neutestamentlichen Gemeinde gehört man nicht durch Geburt, sondern durch den Glauben an Jesus Christus. Nicht jedes Kind kann deshalb in seiner Familie auch Glauben lernen. Die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation ist deshalb auch eine Herausforderung für die christliche Gemeinde insgesamt. In unseren Gemeinschaften und Gemeinden zeigt sich das in besonderer Weise in der Kinder- und Jugendarbeit. Und es ist eine Stärke unserer Gemeinden, dass das in der Regel ein selbstverständlicher Teil des Gemeindelebens ist und auch von der Gemeinde als Ganzes getragen wird. Insbesondere als Eltern können wir dankbar sein für die vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die unsere Kinder auf diesem Weg zum Glauben und im Glauben begleiten.

Zugleich erinnert uns Dtn 6,7 dann aber auch daran, dass es in der Kinder- und Jugendarbeit in erster Linie um die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation geht. Als Mitarbeiter müssen wir uns deshalb fragen: Lernen die Kinder das, was sie in ihrem Glauben fördert und reifen lässt? Hat unser Programm in der Kinder- und Jugendarbeit oder auch im biblischen Unterricht genügend inhaltliche Substanz, damit die Kinder selbstständig Glauben leben können? Der Spaßfaktor oder Unterhaltungswert wird von den Kindern selbst eingefordert. Aber die inhaltlichen Fragen im Blick zu behalten, das ist in besonderer Weise eine Herausforderung für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Darüber hinaus sollten Kinder selbstverständlich auch heute Glauben in der Familie lernen. Dabei ist in unserer Zeit manches

wohl etwas komplizierter als in der im Dtn vorausgesetzten Situation. Eine (post-)moderne und globale Dienstleistungsgesellschaft hat eine wesentlich komplexere Struktur als das fast ausschließlich landwirtschaftlich und damit wohl vor allem durch das Miteinander in Haus und Hof geprägte alte Israel. Dazu kommt, dass heute längst nicht in jeder Familie beide Elternteile Christen sind. Auch diese Situation war in dem atl. Modell nicht vorgesehen (vgl. Dtn 7,3-4). Andererseits haben wir jedoch auch ganz andere Möglichkeiten. Damals in Israel hatten Kinder weder Bücher noch Hörspielkassetten. Wir dagegen haben beides in guter Qualität und in großer Auswahl. Warum sollen wir uns also nicht von „Freddi - der Esel“ oder „Andi Latte“ in der Unterweisung der Kinder helfen lassen? Die durch das ständige Reden vom Glauben und die theologisch qualifizierten Fragen der Kinder eher als Ideal beschriebene Unterweisung im Dtn will uns herausfordern, auch für unsere Zeit gute Wege zu finden, auch wenn das im wirklichen Leben jeder einzelnen Familie dann ganz unterschiedlich aussehen kann. Eck- oder Orientierungspunkte einer solchen Familienfrömmigkeit sind zum Beispiel das Tischgebet, das Lesen der Herrnhuter Losungen oder einer Familienandacht und besonders bei kleineren Kindern ein Gutenacht-Gebet. Solche kleinen Rituale und Erinnerungszeichen sollten in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Sie nehmen zugleich über die Aufforderung von Dtn 6,7 auch das Anliegen von Dtn 6,8-9 auf. Inhaltlich geht es bei der Unterweisung durch die Eltern vor allem um Grundzüge

des Glaubens. Das zeigen die bereits genannten Abschnitte Dtn 6,20-25 oder 4,9-10. Konkret könnte das heute bedeuten, dass Eltern ihren Kindern das weitererzählen, was für uns als Christen etwa im apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefasst ist. Dabei kommt es sicher auch darauf an, dass unsere Kinder die Auswirkungen des Glaubens in unserem eigenen Leben sehen. Die „innere Aneignung“ der Gebote (Dtn 6,6) ist deshalb auch für die Weitergabe des Glaubens an die Kinder entscheidend. Wenn wir ihnen sagen, dass Gott Himmel und Erde geschaffen hat, dann muss sich das auch in einem verantwortungsvollen Umgang mit der Schöpfung und den Geschöpfen zeigen. Oder wenn wir mit dem dritten Artikel des Apostolikums von der „Gemeinschaft der Heiligen“ erzählen, wird sie das nur überzeugen, wenn das auch in der verbindlichen Zugehörigkeit zu einer Gemeinde erfahrbar wird.

Die Erzählungen des AT sind allerdings auch im Blick auf den Erfolg einer solchen Unterweisung sehr realistisch. So heißt es im ganzen AT einzig vom jüdischen König Josias, dass er sich „von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften zum HERRN bekehrte, ganz nach dem Gesetz des Mose.“ Nur an dieser Stelle wird die Formulierung aus Dtn 6,5 so umfassend und ausdrücklich aufgegriffen. Die Söhne Josias wollten ihrem Vater jedoch auf diesem Weg nicht folgen. Insgesamt drei seiner Söhne kamen an die Herrschaft (Joahas, Jojakim und Zedekia), doch über jeden heißt es: „Er tat, was dem Herrn missfiel“ (2 Kö 23,32.37; 24,19). Auch der frömmste Vater kann dem-

nach die Gottesfurcht seiner Söhne nicht garantieren. Und doch steht über allem „Lehren der Kinder“ immer schon die Verheißung, dass Gott selbst sich ihnen mitteilen will. In den Anweisungen des Deuteronomiums ist das selbstverständlich vorausgesetzt, im NT bekräftigt Jesus ganz ausdrücklich seine Hinwendung zu den Kindern (Mk 10,14; 9,36ff). In aller Vorläufigkeit und Unvollkommenheit unseres Bemühens können wir deshalb auch bei dieser Aufgabe auf seine Gnade und seinen Segen vertrauen.

¹ Vgl. dazu besonders das Kapitel „Religion als Erinnerung. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik“, in: Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis, München 1992.

² Zu den Kindern im Deuteronomium vgl. Karin Finsterbusch, Die kollektive Identität und die Kinder. Bemerkungen zu einem Programm im Buch Deuteronomium, Jahrbuch Biblische Theologie 17, 2002, S. 99-120.

³ Vgl. auch die andere Reihenfolge der 4 Punkte in 11,18-20. Dort folgen die Zeichen auf der Hand und zwischen den Augen direkt nach der Aufforderung, sich die Worte zu Herzen zu nehmen.

Dr. Christoph Rösel

*Dozent für Altes Testament
am Theologischen Seminar
Tabor, Marburg*



Bibelarbeit

zu Apg 16,1-12

Siegfried Bartz

Gott hat uns berufen, das Evangelium zu verkündigen ...

Man könnte die Apostelgeschichte eine „Geschichte des Heiligen Geistes“ nennen.¹ Sie zeigt, wie Gott Geschichte gestaltet, durch den Geist Jesu (V. 7), nach den Verheißungen Jesu, in der Kraft Jesu, zum Glauben an Jesus Christus, den Erlöser. Der zum Himmel ins Machtzentrum Gottes Erhobene ist durch den Heiligen Geist in der Welt präsent. Er leitet und dirigiert die Jünger von Jerusalem, dem Mittelpunkt des alten Volkes Gottes, bis nach Rom, dem Mittelpunkt der heidnischen Welt. Geflohene Jünger werden zu Jesuszeugen vor ihren Häschern, erbitterte Feinde des Evangeliums gehen auf die Knie. Der Heilige Geist durchkreuzt Missionsstrategien seiner Apostel, verschließt ganze Landstriche, um auf diese Weise nach Europa das Evangelium zu tragen. Davon wollen wir jetzt reden:

1. ...im Ziel einig (V. 1-3)

Zunächst wird uns das kleine Missionsteam vorgestellt. Nach scharfem Wortgefecht und Trennung wählt Paulus Silas (15,38ff) als Mitarbeiter aus. Beide wurden beauftragt, die Beschlüsse der Apostelversammlung

den Brüdern aus den Heiden bekannt zu machen. In Lystra treffen Paulus und Silas auf Timotheus, der einen „guten Ruf“ hat. „Jetzt wird ihm (Paulus) hier ein Mitarbeiter geschenkt, mit dem ihn zeitlebens die innigste Gemeinschaft am Dienst des Wortes verbunden hat“² Aber die Herkunft von Silas könnte im Missionsgebiet Schwierigkeiten bereiten. Auffällig ist, dass er nicht beschnitten war, obwohl die Mutter und die Großmutter bibeltreue Jüdinnen waren. Auf den Missionsreisen würde er ausfallen, da er keine Synagoge betreten dürfte. Aus Rücksicht auf die bevorstehende Arbeit (nicht aus Zwang, Gal 2,3) beschneidet ihn Paulus. Unterwegs treffen sie Lukas, den Paulus in der Grußliste einen Arzt nennt (Kol 4,14), von dem wir aber persönlich nichts wissen. Lukas tritt hinter seinen beiden großen Werken – Apostelgeschichte und Lukasevangelium – zurück. „Er gehört zu den Großen der antiken Geschichtsschreibung, nur, dass er Größeres zu berichten hat“.³ Erstmals erscheint hier in der Apostelgeschichte das „**wir**“ (V. 10), hinter dem Lukas als Augenzeuge und Berichterstatter steht. Andererseits weist das kleine Wörtchen „wir“ auch darauf hin, dass die kleine Gruppe in großer innerer Geschlossenheit und Zuversicht ihr Werk in Angriff nimmt: Wir waren „gewiss, dass Gott uns dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu verkündigen.“ (V. 10).

Ich erinnere dabei an das „Vaterunser“ und das beständige „uns/unser“ in der vierten bis siebenten Bitte. Auf dem gemeinsamen Gebet liegt die große Verheißung des Herrn: „Wenn zwei unter euch **eins** werden auf Er-

den, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel“ (Mt 18,19). Es entsteht hier eine neue Gemeinsamkeit derer, die sich der Verkündigung Jesu und dem endzeitlichen Heilshandeln Gottes öffnen. Vor diesem kleinen Missionsteam stehen große Schwierigkeiten. Da ist zunächst die Frage: Wie geht man strategisch und taktisch vor? Wie teilt man das kleine Kräftepotenzial gegenüber dem weltweiten Auftrag ein? Wo schlägt man das Basislager auf? Wo behindert das enge judenchristliche Denken den Vorstoß in andere Kulturen?

2. ...den Beschlüssen verpflichtet (V. 4-5)

Das kleine dreiköpfige Missionsteam setzt seine Reise erstartet fort und übergibt die Beschlüsse der Apostelversammlung in Jerusalem den Gemeinden (Apg 15,23-29). Diese beinhalten: „...enthaltet euch vom Götzenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Unzucht.“ Weil überall gläubige Juden und Griechen in den Gemeinden miteinander lebten, war es wichtig, in der unterschiedlichen Lebensführung feste Regeln zu haben. Durch innere Ordnungen erstarben die Gemeinden.

„Und zur inneren Befestigung fügt Gott das äußere Wachstum.“⁴ Lukas benutzt hier dasselbe Wort (παράδιδωμι, übergeben, weitergeben), das Paulus für die Weitergabe der Auferstehungsbotschaft in 1 Kor 15,3 benutzt. Beschlüsse wurden mit der gleichen Treue weitergegeben, wie die Auferstehungsbotschaft. Weil Probleme im Miteinander in den Gemeinden immer wieder

auftreten, müssen allgemeine Absprachen und Regeln getroffen werden - nicht aus Gesetzlichkeit, sondern weil Wachstum durch Uneinigkeit nicht behindert werden darf. Denn durch innere Ordnungen erstarben die Gemeinden.

3. ... dem Widerstand Gottes ausgesetzt (V. 6-8)

Diese Formulierung mag erstaunlich sein. Aber der Bibelabschnitt zählt zwei Widerstände Gottes auf.

a. Zunächst planen Paulus und seine Mitarbeiter in Phrygien und Galatien zu evangelisieren. Auf seiner ersten Missionsreise predigte er bereits in Lystra und Derbe. Anscheinend möchten sie neue Gemeinden in diesem Gebiet gründen. Das erste Ziel scheint Ephesus gewesen zu sein. Aber das Vorhaben wird gebremst: „Der Heilige Geist verwehrt zu predigen“ (V. 6 κωλυω, Gott hält zurück, die Verkündigung wird gehindert) - Man schaue sich auf der Landkarte dieses Gebiet an, an das sich die sieben Sendschreiben der Offenbarung richten.

b. Dann folgt das zweite Nein, als sie versuchten, nach Bithynien zu reisen. Bithynien war ein Territorium auf der asiatischen Seite des Bosphorus, ein blühendes griechisches Gebiet und erregte die Aufmerksamkeit des Paulus. Dort möchte er evangelisieren. Aber „**der Geist Jesu**“ (diese Formulierung nur hier!) lässt es nicht zu: (V. 7 εαω, der Geist Jesu verhinderte⁵). Andere dürfen später dieses Gebiet bereisen, der 1. Petrusbrief ist auch an dieses Gebiet gerichtet. Jetzt aber verspürt das Missionsteam das deutliche Nein Gottes.

Udo Schmidt spricht von „fast rat- und planlosem Hin- und Herreisen für Paulus und seine Begleitung. Das Zeugnis wird ihnen verwehrt, durch höchste Autorität! Nur das Nein Gottes wird vernommen. Die Boten Jesu müssen warten und wandern. Wir geschäftigen und betriebsamen Leute stehen verwundert vor dieser Macht der verborgenen Führungen. *Wo Gott keine Tür öffnet, da können kein Eifer und keine Gewalt etwas ausrichten. Gott lässt seine Boten oft genug im Dunkel der Ungewissheit stehen, damit sie lernen, dass die Predigt des Evangeliums kein ‚Handwerk, sondern ein Gnadenwerk‘ ist.*“⁶ Und Beyer schreibt z. St.: „So sagt ihm der Heilige Geist, zu dem Paulus bei seinem starken Gebetsleben und seiner großen inneren Wachheit in einem unmittelbaren Verhältnis steht. Mit der Kraft lebendigen Erfühlens erfasst er, was ihm bestimmt ist, wobei ihm Traumgesichte, Erscheinungen, Eingebungen den Weg weisen.“⁷

Offensichtlich handelt es sich um zwei entgegengesetzte Missionsstrategien. Den menschlichen Vorstellungen von Mission steht das göttliche Konzept total entgegen. Gott verbaut Türen und versperrt Wege, um an anderer Stelle Türen zu öffnen und Wege zu zeigen. Wir sollten daraus lernen und nicht allzu sicher unsere Strategien verfolgen. Aber wie erfährt Paulus, welche Wege Gott führen will? Gerne wüssten wir, wie er mit seinen Mitarbeitern den Weg Gottes erfährt. Sind es objektive Hindernisse, z. B. Krankheiten, Prophetenworte oder Gewissheit, die sich breit machten oder nüchterne Überlegungen? Interessant ist übrigens die

Textpassage, die der Codex D hier anbietet: „ενοησαμεν“ gemeinsam habe man „auf dem Wege verstandesmäßiger Überlegungen“⁸ „ganz nüchtern überlegt“⁹. Dies ist aber spätere Ausmalung, wie wir sie oft in der Apostelgeschichte im Codex D finden.

„Diese Erlebnisse zeigen, wie völlig der Weg des Glaubens auf Gehorsam gegründet war. Er bekommt bestimmte Weisungen von oben, aber nicht so, dass sich sofort jedes Dunkel lichtet. Im Gegenteil, er muss gehorchen ohne dass er weiß, wohin sein Weg führt.“¹⁰ Und doch kann das Werk der Evangelisation nicht ruhen oder gar aufgegeben werden. Oft muss der Beter einfach planen und warten, anpacken und losgehen.

4. ...persönlich beauftragt (V. 9-10)

Petrus (Apg 11,5) und Paulus (V. 9) erfahren Gottes Willen durch Erscheinungen. Das griechische Wort meint auch Gesicht, das Geschaute, Traumgesicht, Vision.¹¹

„An keiner Stelle meint das griechische Wort im NT einen Traum, immer geht es um außergewöhnliche Erscheinungen, die teilweise während des Gebets geschehen... Die Weisung, nach Europa zu gehen, kommt nicht von innen heraus, sondern von oben herunter“.¹² V. 6, οραμα, „übernatürliche Schauungen im Wachsein und im Schlaf, etwas, das man wirklich sehen kann im Gegensatz zu dem Phantasiegebilde.“¹³

Hilf uns! (V. 9) Nicht: Hilf mir! Der Ruf „vertrat alle künftigen Gläubigen aus Mazedonien, denn er sagt hilf uns“.¹⁴ „Für ferne und zukünftige Räume und Zeiten ruft dieser nächtliche Mann, nein, besser gesagt Chri-

stus. Worin aber diese ‚Europa-Hilfe‘ besteht, darüber werden wir nicht lange in Unkenntnis gelassen. Heißt es doch gleich: ‚das Evangelium zu predigen‘ (V. 10). Wir stehen an der Wiege des christlichen Abendlandes. Gott liebt uns sündige Menschen. Gott will nicht, dass in Europa für alle Zeiten drauflos gestorben wird; es ist sein Wille, dass man da selig stirbt (mehr noch lebt!), im Glauben an den Ostersieg“.¹⁵

Was bliebe übrig, nähme man Europa das Evangelium, die Bibel, die Reformation, und mit der Lutherbibel die Schriftsprache, seine Theologie und schließlich den Pietismus mit all seinen Früchten? Das Christentum gab auch den Anstoß zu den europäischen Menschenrechten. Oder denken wir an den ‚Fünften Evangelisten‘, J. S. Bach und seine Musik, oder an Rembrandt, den ‚Maler des Ewigen‘, um aus der Fülle nur einiges zu nennen. Was bliebe uns noch?

Im Zusammenhang unseres Themas höre ich nun aber die Rückfrage: Wie helfen wir, die wir durch das Evangelium auf die Beine gekommen sind, also Glaube, Hoffnung, Liebe empfangen haben, heute der übrigen Welt?

5. ...mit frischem Wind von Gott (V. 11-12)

Jetzt geht alles zügig voran. Das Hin- und Herreisen hat mit dem Ruf nach Europa ein Ende. Lukas hält fest: Wir waren „gewiss, dass Gott uns dahin berufen hatte“.

Kein Wort von einem Besuch der jüdischen Gemeinde in der Hafenstadt oder von einer Begegnung mit der Bevölkerung oder gar von einem Touristenausflug nach Troja (20 km entfernt!). Stattdessen heißt es „... da

suchten wir **sogleich** nach Mazedonien zu reisen.“ Ein günstiger Wind setzt auch ein, denn später werden sie für die gleiche Strecke von 250 km in umgekehrter Richtung über fünf Tage benötigen (Apg 20,6). Gott treibt seine Sache energisch voran.

Wie unverständlich auch alles schien, jetzt fällt Licht auf alle „Irrwege“. Gott dirigiert seine Leute an *seinen* Platz, mit *seinem* Auftrag. „Ohne Gott ist alles, was uns widerfährt, nicht einmal Schicksal, sondern nur Wirrsal“ (Thomas Küttler).¹⁶

6. ...angesichts neuer Herausforderungen

Die Verkündigung steht vor ganz neuen Herausforderungen, Europäisches Festland betreten die Missionare. Aber gerade da kann ihnen das Wesen des Evangeliums eine Hilfe sein. Denn der *εὐαγγέλιος* war in hellenistischer Zeit der Bote, der eine Siegesnachricht, auch eine politische oder persönliche Nachricht, die Freude bereitet, überbringt.¹⁷

Gestärkt stellt sich das Missionsteam dieser Herausforderung, denn sie haben gerade die Kraft des Heiligen Geistes erfahren, der Türen öffnet und Entscheidungen wirkt. Wenn Gott beauftragt, dann geht er auch voran.

Zwischen dem Hörer und dem Erlöser Jesus Christus liegt eine tiefe Kluft, und der Apostel muss sich dem Problem in der Verkündigung stellen. „Am ‚Evangelium von Marathon‘ (Sieg der Griechen über die Perser) lässt sich das innere Gefälle gut erfassen:

- a. die für die Griechen aussichtslose Lage;
- b. die wunderbare Wende;

c. der Bote, der den Sieg proklamiert („Marathonläufer“);

d. die Hörer, die aufgefordert sind, der ‚guten Nachricht‘ zu trauen.

Hier gibt es (in der Struktur) eine klare Parallele zu dem Evangelium vom Sieg Jesu.“¹⁸

Ein Zeugnis von dem Dichter und Schriftsteller Dr. Manfred Hausmann soll diese Bibelarbeit beschließen:

„Ich marschierte in jedem Demonstrationzug hinter der roten Fahne her, sang hingebungsvoll das ‚Brüder zur Sonne, zur Freiheit, Brüder zum Lichte empor‘ mit ... schrie und trampelte in Versammlungen und diskutierte ... Aus dieser gärenden und widerspruchsvollen Welt kam ich, als ich an jenem Sonntag die Kirche betrat. Ich ahnte nicht im Geringsten, was mich da erwartete. Ein Fremder mit einer kehligen und leicht angerauten Aussprache, der den Predigttext auf so ungewohnte Weise anging, dass ich sofort gepackt war. Das steigerte sich im Laufe des Gottesdienstes zu einem Aufgewühltsein, zu einem Umdummegekehrtsein, zu einer Erschütterung, die bis in die letzten Tiefen meines Wesens drangen. So etwas hatte ich bei einer Predigt noch nicht erlebt. Ich verließ die Kirche als einer, der nicht mehr wusste, wo er bleiben sollte. Der Blitz war nicht neben mir niedergefahren, sondern mitten in mich hinein.“¹⁹



Prediger i. R. Siegfried Bartz

Sächsischer Gemeinschaftsverband

Heute Ruheständler, früher Gnadauer Beauftragter für die Kinderarbeit und Prediger in Plauen

¹ Das große Bibellexikon (DgB), S. 85.

² Udo Schmidt, Apostelgeschichte, S. 117.

³ DgB 900f.

⁴ Udo Schmidt, 118.

⁵ Bauer, Wörterbuch zum NT z. St.

⁶ Udo Schmidt, 118.

⁷ Beyer, NTD Apostelgeschichte, S. 99.

⁸ Bauer, Wörterbuch zum NT z. St.

⁹ Voigt, Hom. Auslegungen VI, S. 135.

¹⁰ Schlatter, 1 Kor, S. 173.

¹¹ RGG 3. Aufl., 6/1408 ff.

¹² Neudorfer, Bibelkommentar, S. 115.

¹³ Bauer, Wörterbuch zum NT z. St.

¹⁴ Bengel, Gnomon z. St.

¹⁵ Lüthi, Die Apostelgeschichte, S. 244f.

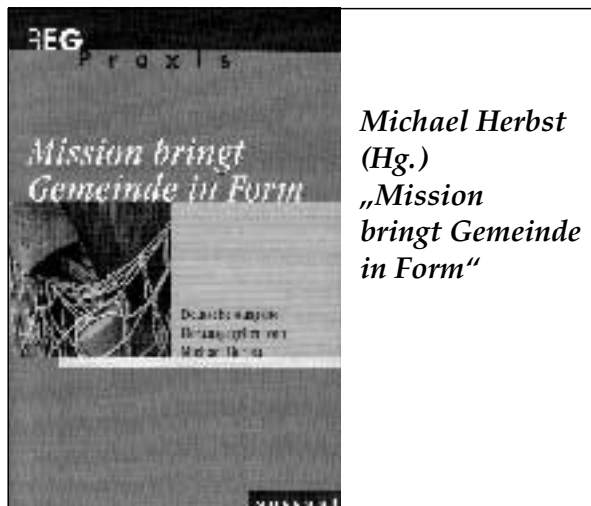
¹⁶ Thomas Küttler, Der Sonntag Nr. 41/ 2007, S. 10.

¹⁷ Theol. Begriffslexikon zum NT, I /, S. 295.

¹⁸ zum folgenden Abschnitt: DgB, S. 366.

¹⁹ H. Falk „Wie wir uns fanden - die Bibel und ich“, S. 53ff (Taschenbibelbund).

Buch- besprechung



Erschienen in der Reihe „BEG-Praxis“
(„Beiträge zur Evangelisation und
Gemeindeentwicklung Praxis“)
272 Seiten; Paperback; EUR 24,90;
Aussaat-Verlag, Neukirchen-Vluyn,
2. Auflage 2007

Dieses Buch ist die deutsche Übersetzung der Studie der englischen Anglikanischen Kirche „Mission-shaped Church“, die 2004 veröffentlicht wurde. In ihr wird der Reformprozess der Anglikanischen Kirche weiter aufgegriffen und beschrieben, der bereits seit den achtziger Jahren in England im Gange ist. 1994 erschien eine erste Studie „Breaking New Ground“. In ihr wurde die Situation der englischen Kirche beschrieben und auch manche Neuerungen aufgezeigt, die für die weitere Entwicklung der Gemeinden wichtig waren. So wurde bereits 1994 festgehalten, dass es neben der Ortsgemeinde auch sogenannte Netzwerk-Gemeinden geben darf, d. h. Gemeinden, die

sich speziell auf eine Gruppe von Leuten ausrichten. In der Gesellschaft wird vermehrt in solchen Netzwerken gelebt – und da die Kirche eine Kirche für alle sein soll und will, muss sie auch sehen, wie sie die Leute in den Netzwerken erreichen kann.

In „Mission-shaped Church“ wird nun zum einen Rückblick gehalten auf das, was seitdem in der Anglikanischen Kirche passiert ist. An vielen Beispielen bekommt man einen guten Eindruck, wie in vielen verschiedenen Ausrichtungen Gemeinden entstanden sind. Evangelisation wurde wieder neu entdeckt und auch Mut gemacht, neue Gemeinden entstehen zu lassen. Zum anderen wird sehr deutlich auf die gesellschaftlichen Veränderungen hingewiesen, die diesem neuen Denken zugrunde liegen. Immer noch ist es das Ziel, Kirche für alle zu sein.

Sehr ausführlich und grundlegend wird über den Begriff „Gemeinde pflanzen“ nachgedacht, sowie auch über die theologischen Grundlagen einer missionarischen Gemeinde. In diesen Kapiteln finden sich viele Anregungen, die auch für unseren deutschen Kontext wichtig und nachdenkenswert sind. Jedes Kapitel endet auch mit „Denk- und Diskussionsanstößen“, die es einem gut ermöglichen, das Gelesene in das eigene Umfeld zu übertragen.

Die letzten Kapitel befassen sich mit den Fragen, wie man ein missionarisches Gemeindeleben gestalten kann, welche Rahmenbedingungen dazu nötig sind und was für alle Beteiligten wichtig ist.

Es ist ein Buch, das zum einen beschreibt, was in England zurzeit passiert und wo es dort jetzt weitergehen könnte. Zum anderen beschreibt es viele Möglichkeiten, die auch in Deutschland einsetzbar sind. Denn unsere Veränderungen in der Gesellschaft sind denen in England sehr ähnlich. Um immer wieder neue Gedankenanstöße zu bekommen, um unseren missionarischen Auftrag in unserer Gesellschaft und unserem Umfeld auszuleben, ist dieses Buch eine wertvolle Hilfe. Von daher ist es gut, diesen

„Blick über das Wasser“ zu bekommen und zu sehen, was Gott dort tut – und von dort zu lernen, was möglich ist. Ich träume davon, dass wir wieder neu den Mut bekommen, auch ungewohnte Wege zu gehen, um unsere Mitmenschen zu erreichen. Den Auftrag haben wir – die Wege will uns Jesus zeigen. Anregungen finden wir in diesem Buch genug.

Christoph Reumann

Aus der Geschäftsstelle



Liebe Schwestern und Brüder,

mit der Jahreslosung des neuen Jahres möchte ich alle ganz herzlich grüßen. „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“ Welch eine Zusage! Welch eine Hoffnung!

Nun geht bereits die erste Ausgabe von **akzente** im Jahr 2008 zu den Lesern. Da möchte ich wieder einmal darauf hinweisen, dass für Mitglieder der Bezug der **akzente** ja im Mitgliedsbeitrag enthalten ist. Für Nichtmitglieder kostet das Abo 17,00 EURO (einschließlich Porto) im Jahr.

Im Januar gingen die Zuwendungsbescheinigungen für das Jahr 2007 an die Spender. Sollte jemand von mir übersehen worden sein und bisher vergeblich auf eine Zuwendungsbescheinigung warten, genügt ein Anruf in der Geschäftsstelle, um Versäumtes nachzuholen.

Wir sind dankbar für alle Spenden und darauf angewiesen, um die Arbeit der Dienstgemeinschaft in der bisherigen Weise leisten zu können.

In der Hoffnung, viele bei der Hauptkonferenz in Bad Blankenburg begrüßen zu können, verbleibe ich in herzlicher Verbundenheit und mit lieben Grüßen aus Greifswald

Euer Karl-Heinz Schlittenhardt

- Das seltene Fest des **65. Hochzeitstages** feiern am 10.03. Max und Marianne Mittelbach, Zwönitzer Str. 8, 08297 Zwönitz
- Auf das **60-jährige Ehejubiläum** am 26.12.2007 blicken Christoph und Ruth Brockwitz, Königsbrücker Str. 101, 01896 Pulsnitz, zurück.
- Zur **Goldenen Hochzeit** im Herbst des vergangenen Jahres gratulieren wir Horst und Ester Woitynek, Diakonissenweg 3, 01099 Dresden sowie am 24.01.2008 Fritz und Ottilie Raasch, Straße am Wasserturm 9, 17153 Stavenhagen
- Zum Fest der **Silbernen Hochzeit** am 12.03. gratulieren wir Martin und Karin Zimmermann, Ziegenmarkt 4, 19055 Schwerin

*Den Jubilaren wünschen wir Gottes Segen und grüßen sie mit Ps 28,7:
»Der HERR ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn hofft mein Herz, und mir ist geholfen. Nun ist mein Herz fröhlich, und ich will ihm danken mit meinem Lied.«*

- In den vergangenen Wochen wurde uns der **Heimgang** folgender Geschwister bekannt:

NAME	VORNAME	ORT	GEBOREN	GESTORBEN
Frische	Anneliese	Bad Kissingen	13.04.1915	13.09.2007
Omenzetter	Lydia	Friesenheim	16.01.1915	20.10.2007
Schulz	Albert	Bokel	13.07.1926	23.10.2007

Inmitten von Leid und Vergänglichkeit erfahren wir
die Nähe und Geborgenheit unseres Herrn.
»**Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch
Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns
scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist,
unserm Herrn.**« (Röm 8,38.39)

Termine, die man sich vormerken sollte:

- Termin der Hauptkonferenz 2008: 21.-24.04. in Bad Blankenburg
- Termin der Hauptkonferenz 2009: 20.-23.04.

Entgelt bezahlt

Einladung zur Hauptkonferenz

der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
vom 21. – 24. April 2008 in Bad Blankenburg

Gesamthema: Zerreißprobe – Gott dienen unter Spannungen

Montag, 21. April 2008

18.00 Abendessen
19.30 **Begrung:** Lutz Behrens
Bibelarbeit: „Anspruch und Wirklichkeit“
Referent: Landesbischof
Dr. Christoph Khler

Dienstag, 22. April 2008

07.30 Gebetszeit
08.00 Frühstück
09.30 **„Anspannung und Entspannung – Warum Menschen ausbrennen?“**
Referent: Dr. Martin Grabe
12.00 Mittagessen
14.30 Kaffeetrinken
15.30 **„Anspannung und Entspannung – Wie entwickelt man eine Anti-Burnout-Grundhaltung?“**
Referent: Dr. Martin Grabe
18.00 Abendessen
19.30 **Einblicke, Infos aus dem Allianzhaus – Reinhard Holmer „Zerreißproben in der Kirchengeschichte“**
Referent: Werner Beyer

Mittwoch, 23. April 2008

07.30 Gebetszeit
08.00 Frühstück
09.30 **„Streicheln und Beißen“ Bibelarbeit, Erfahrungen, Diskussion**
Referent: Inspektor Friedhelm Geiß
12.00 Mittagessen
13.30 Ausflug
(Erfurt – Dom und Augustinerkloster; Lauscha – Glasbläserei, Rennsteig)
18.00 Abendessen
19.30 Mitgliederversammlung

Donnerstag, 24. April 2008

08.00 Frühstück
09.30 Bibelarbeit:
„Routine und Leidenschaft“ Ermutigung trotz Scheiterns
Referent: Werner Beyer
10.30 Pause
11.00 **Abendmahl**
Leitung: Lutz Behrens
12.00 Mittagessen -
Abschluss der Konferenz